

Das Blättchen

Zweiwochenschrift für Politik, Kunst und Wirtschaft

Ulrich Busch	Einheitsjubiläum unter Covid-19-Bedingungen
Waldemar Landsberger	„Strukturelle Probleme“
Frank Preiß	Matt, Patt, Matt ... Belarus September 2020
Jan Opal, Gniezno	Wenn der Schwanz mit dem Hund
Jerry Sommer	Vor militärischer Konfrontation China – USA?
Hermann-Peter Eberlein	Der Störenfried der Welt
Jürgen Leibiger	300 Prozent ...
Erhard Weinholz	Handel im Wandel
Clemens Fischer	Strasbourg – Musée des Beaux-Arts
Joachim Lange	Bayreuth Baroque Opera Festival
Reinhard Wengierek	Querbeet
Eckard Mieder	Schwedische Sommergeschichte
Mathias Iven	Die Vielheit des Denkens – Walter Benjamin
Wolfgang Brauer	Erlesenes
Manfred Orlick	Aus Georg Seidels Nachlass
Dieter Naumann	Graf Douglas, Ralswiek
Renate Hoffmann	Ehre für einen Schmetterling
Alfons Markuske	Florale Wunder
Vor 90 Jahren: Lothar Persius	Der schlummernde Riese

23. Jahrgang (XXIII)

N^o 20

28. September 2020

Erscheint jeden zweiten Montag:

www.das-blaettchen.de

Ulrich Busch: Einheitsjubiläum unter Covid-19-Bedingungen	1
Waldemar Landsberger: „Strukturelle Probleme“	3
Frank Preiß: Matt, Patt, Matt ... Belarus September 2020	5
Jan Opal, Gniezno: Wenn der Schwanz mit dem Hund	7
Jerry Sommer: Vor militärischer Konfrontation China – USA?	8
Hermann-Peter Eberlein: Der Störenfried der Welt	10
Jürgen Leibiger: 300 Prozent	11
Erhard Weinholz: Handel im Wandel	13
Clemens Fischer: Strasbourg – Musée des Beaux-Arts	15
Joachim Lange: Bayreuth Baroque Opera Festival	16
Reinhard Wengierek: Querbeet	18
Eckard Mieder: Schwedische Sommergeschichte	20
Mathias Iven: Die Vielheit des Denkens – Walter Benjamin	21
Wolfgang Brauer: Erlesenes	23
Manfred Orlick: Aus Georg Seidels Nachlass	25
Dieter Naumann: Graf Douglas, Ralswiek	26
Renate Hoffmann: Ehre für einen Schmetterling	27
Alfons Markuske: Florale Wunder	28
Antworten	29
Bemerkungen	30
Impressum	34
Vor 90 Jahren: Lothar Persius: Der schlummernde Riese	35

Einheitsjubiläum unter Covid-19-Bedingungen

von *Ulrich Busch*

Die Covid-19-Pandemie und die zu ihrer Eindämmung ergriffenen Maßnahmen haben die Weltwirtschaft im Frühjahr 2020 in eine tiefe Rezession gestürzt. In Deutschland war im zweiten Quartal 2020 der stärkste Rückgang des realen Bruttoinlandsprodukts seit Beginn der Erstellung vierteljährlicher Zeitreihen zu verzeichnen. Auf das Jahr hochgerechnet wird mit einem Rückgang des BIP von bis zu sieben Prozent gerechnet. Obwohl inzwischen von einer raschen Erholung ausgegangen wird, ist es wahrscheinlich, dass mittelfristig durch die Pandemie nicht nur der Konjunkturverlauf, sondern auch die strukturelle Entwicklung und die Ressourcenverteilung beeinträchtigt werden. Kennzeichnend dafür ist ein branchenbezogen und regional heterogenes Bild, wie es für die Konjunkturindikatoren gezeichnet wird. So brachen die Produktion und der Umsatz in exportorientierten Branchen und deren Standorten deutlich stärker ein als in der Binnenwirtschaft und waren Unternehmen der Tourismusbranche, des Gaststätten- und Hotelgewerbes sowie der Verkehrswirtschaft stärker betroffen als andere Produktions- und Dienstleistungsbetriebe. Dies hat für die einzelnen Bundesländer und Regionen unterschiedliche Auswirkungen. Nicht zuletzt aber wird davon auch die Ost-West-Diskrepanz in den Wirtschafts- und Sozialdaten tangiert.

Da sich die Pandemie über alle Regionen ausgebreitet hat und in allen Bundesländern Maßnahmen zu ihrer Eindämmung getroffen wurden, überlagern die damit verbundenen Effekte die

Unterschiede, die nach wie vor zwischen Ost und West im Niveau und in der wirtschaftlichen Dynamik bestehen. Dies führt mitunter zu fehlerhaften Eindrücken, was die Folgen der Pandemie für die neuen und die alten Bundesländer anbelangt. So ist es eine Tatsache, dass sich die Ausbreitung der Pandemie in den „neuen“ Ländern langsamer vollzog und die Fallzahlen (Infizierte und Todesfälle), gemessen an den Einwohnerzahlen, spürbar geringer sind als in Westdeutschland. Die Quote der Infizierten, die derzeit im Bundesdurchschnitt bei 0,33 Prozent liegt, in Bayern aber bei 0,49, erreichte im Osten nur 0,15 Prozent, in Sachsen-Anhalt sogar nur 0,11 Prozent.

Die Gründe dafür sind vielfältig und reichen von der geringeren Einwohnerdichte und Urbanisierung bis zu dem niedrigeren Anteil von Personen mit Migrationshintergrund. Es spielen aber auch andere Faktoren eine Rolle, zum Beispiel die Altersstruktur, die Lebensweise, die Mobilität, der Tourismus, die Reiseintensität und die Qualität der medizinischen Versorgung. Einige davon sind günstiger für die östlichen Bundesländer, andere ungünstiger. Es wäre jedoch ein veritabler Fehlschluss, würde man aus den niedrigeren Fallzahlen und der geringeren Mortalitätsrate im Osten schließen, dass hier auch die ökonomischen und sozialen Auswirkungen der Pandemie schwächer wären und weniger ins Gewicht fielen als im Altbundesgebiet. Dies ist mitnichten der Fall.

Ausschlaggebend dafür ist die wirtschaftlich schwächere Position der östlichen Bundesländer. Sie erlaubt es den Landesbehörden nicht, in gleichem Umfang über das bundeseinheitlich geregelte Maß hinaus Maßnahmen zu ergreifen und finanzielle Mittel bereitzustellen, wie in den finanziell besser gestellten westdeutschen Ländern, um die Unternehmen und die Bevölkerung vor den ökonomischen Auswirkungen der Pandemie zu schützen. In Verbindung mit dem Tatbestand, dass ostdeutsche Unternehmen, Selbstständige, Existenzgründer, aber auch private Haushalte, in der Regel über signifikant geringere Vermögen und Rücklagen verfügen als westdeutsche, bedeutet dies, dass sie einem vergleichsweise höheren Insolvenzrisiko ausgesetzt und in Notlagen stärker auf Unterstützung angewiesen sind als andere.

Wie jede Krise wird auch die Corona-Krise zu einer Marktberreinigung führen. Ostdeutsche Unternehmen werden davon stärker betroffen sein als westdeutsche. Dadurch wird ihr ökonomisches Gewicht innerhalb der deutschen Volkswirtschaft, das derzeit bei knapp elf Prozent liegt, weiter zurückgehen. Der Aufholprozess der ostdeutschen Wirtschaft, der ohnehin seit gut einem Jahrzehnt fast zum Erliegen gekommen ist, wird durch die Covid-19-Pandemie und deren Folgen einen zusätzlichen Dämpfer erhalten. Es steht zu befürchten, dass sich die wirtschaftliche, soziale und kulturelle Integration des Ostens und seiner Bevölkerung in die bundesdeutsche Wirtschaft und Gesellschaft dadurch zusätzlich verzögert und die Diskrepanz in den Lebensverhältnissen sich verfestigen wird.

Der „Jahresbericht der Bundesregierung zum Stand der deutschen Einheit 2020“ weist aus, dass die „neuen“ Länder gegenüber den „alten“ bei der wichtigsten ökonomischen Kennziffer, dem BIP je Einwohner, zuletzt kaum mehr aufgeholt haben. Ihr Wert liegt bei 69,1 Prozent des Westniveaus. Vor fünf Jahren waren es 68 Prozent, vor zehn Jahren 66 Prozent. Etwas günstiger sind die Daten bei der Produktivität. Hier erreichten die östlichen Länder zuletzt 77 Prozent des Niveaus der westlichen. Vor zehn Jahren waren es erst 70 Prozent. Größere Fortschritte gibt es bei den Einkommen der privaten Haushalte. Die Statistik weist als letzten Wert für den Osten 85 Prozent des Niveaus des Westens aus. 2013 waren das 83 Prozent, im Jahr 2000 knapp 80 Prozent. Extrapoliert man diese Größen und das darin zum Ausdruck kommende Veränderungstempo, so rückt die Niveauleichung erst im Jahr 2065 in greifbare Nähe! Aber immerhin, bei der wirtschaftlichen Entwicklung wird es noch länger dauern, wenn es überhaupt jemals dazu kommt. Die veröffentlichten Daten über die Kleinteiligkeit der ostdeutschen Wirtschaft, deren geringere Innovativität und die im Osten rund 40 Prozent niedrigeren Ausrüstungsinvestitionen je Einwohner lassen nicht auf ein baldiges Aufholen schließen, eher auf eine Abkopplung und Zurücksetzung auf Dauer.

Am 3. Oktober 1990 vollzog sich durch Selbstauflösung der DDR und deren Beitrag zur Bundesrepublik Deutschland die deutsche Vereinigung. Seitdem sind die fünf ostdeutschen Flächenländer sowie Berlin staats- wie verfassungsrechtlich integraler Bestandteil der Bundesrepu-

blik. Trotzdem zeichnet sich Ostdeutschland weiterhin durch spezifische Merkmale aus. Dazu gehören eine besondere politische Struktur und Parteienpräsenz, wirtschaftliche und soziale Niveauunterschiede gegenüber Westdeutschland sowie mentale und kulturelle Eigenheiten der ostdeutschen Bevölkerung. Auch wenn diese Besonderheiten allmählich an Gewicht verlieren, sind die damit verbundenen sozio-ökonomischen und politischen Probleme nach wie vor aktuell. Im aktuellen „Bericht“ ist denn auch weiter von „erheblichen regionalen Disparitäten“, insbesondere „in den Einkommens- und Beschäftigungsmöglichkeiten, bei der Ausstattung mit Infrastrukturen und Angeboten der Daseinsvorsorge“ die Rede. Das verweist auf eine auch nach 30 Jahren immer noch *unvollständige* Integration des Beitrittsgebiets. – Es scheint so, als ob es *nicht nur* an den Einschränkungen durch Corona liegt, dass sich die Feierlaune der Ostdeutschen am Einheitstag in Grenzen halten wird. Es gibt an diesem Tag, dem 3. Oktober, auch sonst offenbar kaum etwas zu feiern!

„Strukturelle Probleme“

von Waldemar Landsberger

Seit Monaten wird in diesem Lande über „strukturelle Probleme“ in Bundeswehr und Polizei geredet, die auf eine Nazi-Affinität eines Teils des respektiven Personals hinauslaufen. Gemeint ist, bereits zuvor ideologisch entsprechend eingeordnete Nazis würden sich zum Dienst an der Waffe melden. Nun müssten Gesinnungsüberprüfungen, die Militäraufklärung und der Verfassungsschutz einschreiten, um die entsprechenden Personen herauszufiltern und aus dem Dienst am freiheitlich-demokratischen Staatswesen zu entfernen.

Allerdings scheint nicht sicher, dass das Problem so zutreffend eingegrenzt ist. Unstrittig ist, dass bekennende Neonazis, „Reichsbürger“ und demokratiefeindliche Rechtsextreme in den bewaffneten Organen des bürgerlich-demokratischen Rechtsstaates nichts zu suchen haben und dass der sich vor entsprechender Infiltration schützen muss. Das setzt aber voraus, dass es klandestine nazistische Strukturen gibt, die „ihre Leute“ zielstrebig in die bewaffneten Einrichtungen dieses Landes schicken. Das konnte bisher niemand schlüssig nachweisen.

Insofern ist das erste „strukturelle Problem“, dass das Personal sich regelmäßig „nicht-links“ rekrutiert. Netzaffine Menschen mit Zöpfen, linke Pazifisten und Umweltschützer, denen das Schicksal der Kreuzkröte wichtiger ist als das eines Obdachlosen am Berliner Ostbahnhof, gehen gewöhnlich weder zur Bundeswehr noch zur Polizei. Deshalb bleiben dort die nicht-linken Bewerber unter sich. Bei allen Regierungsbeteiligungen auf Landesebene haben weder Grüne noch Linke jemals das Innenressort übernommen. Sie waren daher auch noch nie für diesen Politikbereich verantwortlich, sondern haben immer nur an der parlamentarischen Seitenlinie gestanden und queruliert.

Das eigentliche strukturelle Problem dagegen ist das des entsprechenden Einsatzfeldes. Gerade wurde ein neues Buch von Sönke Neitzel, der den Lehrstuhl für „Militärgeschichte/Kulturgeschichte der Gewalt“ an der Universität Potsdam innehat, angekündigt. Es trägt den Titel: „Deutsche Krieger. Vom Kaiserreich zur Berliner Republik – eine Militärgeschichte“. Neitzel meint, ein Leutnant des Kaiserreichs, ein Offizier der Wehrmacht und ein Zugführer der Task Force Kunduz des Jahres 2010 haben mehr gemeinsam als wir glauben. Soldaten würden der Binnenlogik des Militärs folgen, sie sollen kämpfen – und auch töten. Das gelte für die großen Schlachten im Ersten Weltkrieg, für den verbrecherischen Angriffskrieg der Wehrmacht, aber auch für die Auslandseinsätze der Bundeswehr. Man müsse, so Neitzel, das Spannungsfeld zwischen Politik, Gesellschaft und Militär neu durchmessen und das ambivalente Verhältnis der Deutschen zu ihrer Armee neu bestimmen.

Die Forderung der Bundesregierung, die Soldaten der Bundeswehr im kriegerischen Auslandseinsatz sollten sich keinesfalls auf die Wehrmacht beziehen, dagegen aber auf die freiheit-

lich-demokratische Grundordnung, ist zunächst politisch korrekt, trifft aber nicht die Schnittmengen in Bezug auf das militärische Handwerk und nicht die Tatsache: dort wird gestorben, und der dazu Bereitete muss wissen, wofür. Dem kann man nur entrinnen, wenn man darauf besteht, dass keine deutschen Soldaten in Kriegseinsätze geschickt werden. Es sei denn, zur Landesverteidigung.

Vor einigen Jahren wurde im *Blättchen* auf einen Band hingewiesen, den junge Soldatinnen und Soldaten der Bundeswehr über ihre Auslandseinsätze geschrieben hatten („Personalwechsel“, *Das Blättchen* No. 19/2016). Sie reflektierten ihre Erfahrungen mit „der Truppe“ und den Auslandseinsätzen. Hier sahen sie ausdrücklich ein Spannungsfeld zu „unserer hedonistischen Gesellschaft“: „Der frische Rekrut kommt eher aus einem Umfeld, in dem Selbstverwirklichung, Konsumlust, Pazifismus und ein gewisser Egoismus die Essenz gesellschaftlicher Werte bilden. Das mag für die Gesellschaft nicht zwingend negativ sein, aber eine Armee kann unter diesen Rahmenbedingungen nicht funktionieren. Eine Armee sollte bewusst einen Gegenpol dazu darstellen.“ Es sei nicht Aufgabe der Armee, das Volk umzuerziehen oder „die Gesellschaft grundlegend zu verändern“. Zum Soldatsein jedoch gehörten Werte wie Mut, Treue und Ehre. Es brauche einen „Stolz, für Werte und Grundsätze einzutreten, welche einen permanenten Gegenpol zu unserer Gesellschaft bilden“.

Das Problem der „postheroischen Gesellschaft“ sei eine „Herausforderung“ für das Militär. Nach zwei Weltkriegen sei die deutsche Gesellschaft „in weite geistige Distanz zu einer ideologischen Erhöhung von Patriotismus und Opferbereitschaft getreten. Wo frühe Vorgänger der bundesdeutschen Gesellschaft die Verehrung des Opfers im Namen des Vaterlandes, dem Sacrificium, als zentrale Quelle sozialen Zusammenhalts praktizierten, ist heutzutage eine sehr misstrauische Haltung gegenüber jedem kriegerischen Altruismus zu beobachten.“ In der postheroischen Gesellschaft werden Aspekte des Krieges, ja der Krieg „nicht mehr akzeptiert“. Das rühre „teils aus einer grundsätzlich dekadenten Haltung [...], teils aus einem Misstrauen gegenüber öffentlichem Altruismus. Der Krieg und damit auch die Konflikte, in welche die Bundeswehr verstrickt ist, sind jedoch alles andere als angepasst an diese Veränderung der Gesellschaft.“ Die jungen Offiziere, die dieses Buch verfasst hatten, betrachteten ihr Soldatsein als einen „permanenten Gegenpol“ zu der real existierenden Gesellschaft, in dem ein eigener Wertekanon gilt, und sahen die Bundeswehr als „parallele Gesellschaft“. Zugleich wird die (zivile) Mehrheitsgesellschaft als „dekadent“ wahrgenommen, der gegenüber man sich überlegen fühlt. Man ist prospektiver „Held“ und steht als solcher jenseits des Misstrauens der Dekadenten.

Jetzt wäre die Frage zu stellen, ob und inwiefern dies bei der Polizei ähnlich ist, dass es ein korps-mäßiges Überlegenheitsgefühl gegenüber der dekadenten Alltagsgesellschaft gibt, die nur zu ordnen ist, wenn sie das tun. Gerade kommt die Mitteilung, der Polizei-Nachwuchs sei nicht rechtsradikal, wenn er seinen Dienst antrete, die Radikalisierung finde im Dienst statt. Die Stadt Essen zum Beispiel, die jetzt im Fokus steht, ist eine Stadt mit Scharen von muslimischen Frauen mit Kopftuch, unverschämten jungen Männern aus dem Nahen Osten, die keinerlei Achtung vor deutschen Polizisten haben, und mit Clan-Strukturen. Polizisten verhaften die Missetäter, müssen aber zuschauen, wie deutsche Gerichte sie wieder freilassen. Was soll ein ursprünglich ideologisch unbedarfter junger Polizist dann in Bezug auf seine eigene Motivation denken? Nazismus als ideologische „Kompensation“ ist natürlich völlig abwegig, erscheint aber offenbar als wirrer Ausgleich für Alltagsfrustration.

Eine strukturelle Kompensation bietet übrigens die Berliner Verkehrsgesellschaft (BVG): Wenn türkischstämmige Kontrolleure, meist gut durchtrainierte junge Männer, zur Fahrscheinkontrolle in den Zug kommen, werden die zuvor sehr vorlauten türkischen oder arabischen Jugendlichen sehr kleinlaut.

Matt, Patt, Matt ...

Belarus September 2020

von Frank Preiß

Wie kann die Menschheit den gegenwärtigen und künftigen Herausforderungen gerecht werden? Wie wird die Welt künftig geführt? Weiter monopolar aus dem Westen oder multipolar?

Um diese Fragen wird erbittert gestritten. Und es scheint, ein Krieg, freilich ein neuer, globaler, hybrider, ist längst im Gange. Auch ein kleines Land, überdies im geografischen Zentrum Europas, kann sich dem nicht entziehen. Das Bündel der Ursachen des gegenwärtigen Konfliktes in Belarus ist freilich weitaus größer und die inneren und äußeren Zusammenhänge sind sehr vielschichtig. Ebenso vielfältig sind die handelnden Akteure und deren Interessen im Lande und außerhalb seiner Grenzen. Belarus ist seit den Präsidentenwahlen vom 9. August nicht aus den Schlagzeilen gekommen, und dass die hiesigen meinungsprägenden Medien ein sehr einseitiges Bild zeichnen, war zu erwarten.

Ohne Wenn und Aber: Den Anlass zum gegenwärtigen Konflikt haben einzig und allein Präsident Lukaschenko und sein unmittelbares Umfeld geliefert. Die Fälschung der Wahlergebnisse hat ein Fass zum Überlaufen gebracht, das der Präsident vor allem seit Mitte 2019 kräftig gefüllt hat. Sein Hang zur Skurrilität und zu unbedachten emotionalen Äußerungen und Reaktionen wurde ihm von den Bürgern lange nicht nur vergeben, sondern war Teil jener Popularität oder Akzeptanz, die ihm in der Vergangenheit bei Wahlen die Mehrzahl der Stimmen sicherte.

„Väterchen“ hatte aber den Bezug zur Realität zunehmend verloren. Im paternalistischen Wolkenkuckucksheim bemerkte er nicht, dass die Kinder erwachsen geworden waren. Sie nahmen nicht hin, dass Alexander Lukaschenko gerade jene Werte, die er stets propagierte und lange Zeit auch vorlebte, nun selbst mit Füßen trat: Ordnung, Disziplin, Berechenbarkeit. Stattdessen: „Korrektur“ der selbstverschuldeten Wahlverluste, die offensichtlich nicht einmal zum Verlust der Präsidentschaft geführt hätten.

Der Wirrwarr betraf aber nicht nur das eigene Haus. Dem eng befreundeten Nachbarn Russland, mit dem man sogar in einer Union verbunden ist, warf man Schmutz vor die Tür. Russland hätte einen bewaffneten Umsturz geplant, lautete der ungeheuerliche Vorwurf. Als der sich als Hirngespinnst erwies, hatte der Präsident keinen Mut zur Entschuldigung. Lediglich der belarussische Geheimdienstchef wurde geschasst. Gegenüber dem Westen lauschte Alexander Grigorewitsch dagegen den Sirenen mit offenen Ohren, ohne sich in seiner Überschätzung dabei an einen festen Halt binden zu lassen. Der schwelende Familienkrach eskalierte nach der Wahl endgültig. Es ist aber durchaus nicht so, dass auf der einen Seite die Staatsmacht und auf der anderen Seite die Bürger stehen, die das gesamte System in Frage stellen und möglichst schnell in den reichen und freien Westen möchten.

Der eigentliche und wesentliche Riss verläuft zwischen Alexander Lukaschenko und denen, die sich von ihm emanzipieren wollen, ohne das zu zertrümmern, was in den Jahren seiner Präsidentschaft an Gutem und Erhaltenswertem geschaffen wurde. Auch viele der Polizisten, Soldaten, Beamten und ein großer Teil der Millionen nicht in die Proteste involvierten Bürger sind für die gleichen Erneuerungen wie die Mehrzahl der friedlichen Demonstranten. Und jener Teil der Umgebung des Präsidenten, die mit seinem persönlichen Abgang persönliche Verluste befürchten, steht genauso gegen die Mehrheit, wie jener Teil der Protestbewegung, der auf eigene und fremde Rechnung das Kind mit dem Bade ausschütten will.

Der Konflikt wäre wohl einfacher lösbar, wären da nicht jene Kräfte und Staaten, die von außen die Situation auszunutzen, die man im Inneren selbst verschuldet hat.

Zunächst verlief alles nach ukrainischem Rezept. Ein kleiner Teil der Demonstranten suchte die gewaltsame Konfrontation und Eskalation mit der Polizei, darauf hoffend, dass der Staat schnell kollabiert. Der aber wich nicht zurück. Dabei kam es zu jenen Übergriffen, für die sich der Innenminister schließlich auch entschuldigte. Wenn er allerdings mit Blick auf Polizeieinsätze in Berlin, Paris oder Washington meinte, die belarussischen Beamten seien vergleichs-

weise human vorgegangen, so muss man Herrn Juri Karajew entgegenhalten: Quod licet Iovi, non licet bovi! Die benötigten Propagandabilder hatte der Westen nun auch im Kasten.

Es ist den besonnenen Kräften auf beiden Seiten zu verdanken, dass sich das Gemetzel von Kiew 2014 nicht wiederholte. Für jene, die einen grundlegenden Macht- und Systemwechsel anstrebten, lief es ab dato aber schlecht. Auch Taktikveränderungen, etwa die „Frauenproteste“, erbrachten nicht die dafür notwendige kritische Masse. Und der Versuch, die Beschäftigten der staatlichen Unternehmen zu politischen Massenstreiks zu bewegen, scheiterte ebenso. In nur 27 Prozent der Betriebe fand der Aufruf ein Echo, ohne deren Arbeit aber ernstlich zu stören.

Die Proteste sind nun zum Alltag in Belarus geworden. Ohne klare politische Führung und ohne Programm laufen sie aber Gefahr, sich genauso abzunutzen wie die Rebellion der „gelben Westen“ oder die „Anti-Corona-Demos“ in Deutschland.

Aber auch dem Noch-Präsidenten läuft die Zeit davon. Inzwischen erneut ins Amt eingeführt, hat Lukaschenko hat zwar angedeutet, dass er bereit sei, nach einer Verfassungsänderung seinen Posten zu räumen und Neuwahlen zuzustimmen, aber offenbar hegt er immer noch die Illusion, an der Macht bleiben zu können. Sollte ihn sein jüngster Besuch in Moskau darin bestärkt haben, so irrt Alexander Grigorewitsch wohl. Der Unionspartner Russland hat sich auffallend zurückhaltend und deeskalierend verhalten und derart grobe Einmischungen in die inneren Angelegenheit Belarus‘, wie sie einige EU- und NATO-Staaten zeigten, strikt unterlassen. Die zugesagten Kredite sind geeignet, die wirtschaftlichen Folgen der Krise zu mildern. Außenminister Sergej Lawrow hat am 18. September in einem Fernsehinterview die Position Moskaus dazu umfassend dargelegt.

Offenbar betrachtet Moskau aber den unsicheren Kantonisten Lukaschenko zunächst als Teil der Lösung. Wird man ihm den Verrat und die Lügen der letzten Monate verzeihen? Wladimir Putin ist dafür bekannt, dass er pragmatisch und ohne großes Palaver in wichtigen Fragen schnell und effizient handelt. Ist Väterchens Abgang, möglichst ohne Gesichtsverlust, schon in Arbeit? Er sollte sich nicht allzu sehr dagegen sperren.

Wenn der Präsident geht, dann ist die einzige bislang ausgesprochen Forderung der Proteste obsolet geworden. Diejenigen, deren Ziele weiter reichen, streifen nun bereits die Tarnung ab. Die angeblich nicht ambitionöse Swetlana Tichanowskaja wird als Revolutionsikone aufgebaut. In Warschau wird sie schon mal mit den Ehren eines Staatspräsidenten unter weiß-roten Flaggen empfangen und auch das EU-Parlament rollt ihr den roten Teppich aus. Aus dem politischen Off wendet sich Lech Walesa mit einem wichtigen Rat an sie: „Organisiere und warte! Belarus beginnt sich in Richtung des demokratischen Europas zu bewegen, kann aber nicht sofort alle Kontakte zu Russland abbrechen.“

Frau Tichanowskaja hat sicher verstanden, was von ihr erwartet wird. Und so ist die nächste Eskalationsstufe in Sicht, selbst wenn Lukaschenko verschwinden sollte. In Belarus wurden von „unbekannten Hackern“ die persönlichen Daten von Staatsangestellten veröffentlicht. Diesen verdeckten Pogromaufruf feierte am 19. September eine deutsche Tageszeitung gar als rühmliche Partisanenaktion. Wie die Belarussen über die deutlicher werdende Fremdbestimmung und die zu erwartende Radikalisierung eines Teils der Protestbewegung denken, wird sich zeigen. Folgt man dem Marsch in den Westen? Lässt man zu, dass das Land als weiterer Frontstaat gegen Russland ausgebaut wird?

Bis dahin werden vor allem die Transatlantiker aller Couleur gegen beide Staaten neue mächtige Geschütze auffahren. Welches „Nowitschok“ wird in Minsk zum Einsatz kommen?

Der Informationskrieg an der Ostfront geht also weiter, ganz nach Tertullian: „Credo, quia absurdum“ – Ich glaube, weil es absurd ist.

Abgeschlossen am 23. September 2020 – Anm. d. V.

Wenn der Schwanz mit dem Hund

von Jan Opal, Gniezno

Fast wäre Polens Regierungslager auseinandergefallen. Justizminister Zbigniew Ziobro glaubte sich seit der im Juli gewonnenen Wahlschlacht auf der Rechtsaußenflanke der Nationalkonservativen profilieren zu müssen, indem er mal diesen, mal jenen Haken schlug. Unter Druck gesetzt werden sollte Ministerpräsident Mateusz Morawiecki, den er nicht ausstehen kann. Der Krug ging zum Brunnen, bis schließlich Jarosław Kaczyński der Kragen platzte. Der nun suchte die schnelle Entscheidung.

Einst nahm der ehrgeizige Ziobro die Rolle des Kronprinzen ein, viele setzten auf ihn, sobald es um die künftige Nachfolge Kaczyńskis ging. Doch Ziobros Vorstellungen zerstoben an der rauen Wirklichkeit, Kaczyński schmiss ihn einfach raus. Der Geschasste suchte den neuen Anlauf mit einer eigenen rechtskonservativen Partei – dem Solidarischen Polen. Als solche trat sie 2015 einem größeren nationalkonservativen Block bei, in dem allerdings Kaczyńskis Partei Recht und Gerechtigkeit (PiS) unangefochten den Ton vorgibt. Auf dem gemäßigt konservativen Flügel bildet übrigens Jarosław Gowin, der bereits im Frühjahr dieses Jahres in den offenen Clinch mit Kaczyński geriet, das Gegenstück. Anders gesagt: Die im Sejm über die absolute Mehrheit verfügende nationalkonservative Fraktion setzt sich zwar aus drei unterschiedlichen Parteien zusammen, doch hat nur die große Kaczyński-Partei tatsächlich das Zeug, ins Parlament einzuziehen, um dann die beiden anderen noch mitzunehmen. Die werden gebraucht, um die äußeren Flanken zu besetzen, so dass die Abgrenzung gegen die Nationalisten-Faschisten einerseits und die moderaten Konservativen andererseits in jeder Hinsicht stimmt.

Nach der Wiederwahl Andrzej Dudas zum Staatspräsidenten kündigte Kaczyński für den Herbst eine umfangreiche Umbildung der Regierung an, nur Ministerpräsident Morawiecki sei seines noch Amtes sicher, hieß es etwas übertrieben aus der Umgebung des Parteiführers. Zugleich sollte Morawiecki den wichtigen Posten des Stellvertreters in der Kaczyński-Partei bekommen. Ziobro machte Kaczyński daraufhin ein anderes Angebot: Das Solidarische Polen löse sich auf und marschiere in die Reihen von PiS, Ziobro aber werde ebenfalls zum Stellvertreter Kaczyńskis ernannt. Dieser lehnte umgehend ab, nun war der Justizminister wieder am Zuge.

Keck blies er im August – ohne weitere Rücksprache – zur ideologischen Offensive, wollte plötzlich, dass Polen die Istanbul-Konvention zur Verhütung und Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen und häusliche Gewalt verlasse, provozierte mit ungläublichen, auch brutalen Mitteln das Milieu von Lesben und Schwulen. Sein Argument: Nun sei die Zeit gekommen zu handeln, nicht nur zu reden. Er wollte Morawiecki in der Öffentlichkeit als einen Maulhelden vorführen, wo es doch darauf ankomme, bei der Verteidigung des öffentlichen Raumes gegen die gefährliche Ideologisierung von links den ganzen Mann zu zeigen. Im Grunde versuchte er, endlich in die sichtbare Tat zu setzen, wozu andere – auch Kaczyński – seit Monaten und Jahren immer wieder aufriefen: die Verteidigung der christlichen Fundamente unserer Zivilisation.

Anfang September war allerdings klar, dass es so nicht weitergehe, dass eine künftige Regierung die beiden Hauptprotagonisten – Morawiecki und Ziobro – nebeneinander nicht mehr aushalten werde. Eine Entscheidung musste her, die nun Kaczyński auf unnachahmliche Art fällte. Dem Quasi-Koalitionspartner wurde zunächst brutal der Stuhl vor die Tür gesetzt, allerdings mit der klitzekleinen Möglichkeit, in letzter Minute doch noch einmal zu Kreuzen zu kriechen, weil Kaczyński und PiS sehr wohl in der Lage seien, die Regierung anders weiterzuführen oder sogar vorzeitige Neuwahlen zu riskieren. Nach einem qualvollen Wochenende kapitulierte der Justizminister, er wolle auf dem Posten bleiben, hieß es jetzt, akzeptiere die von Kaczyński gestellten Bedingungen. Nichts war am Montag danach noch übrig von dem kampfeswütigen Ziobro, der Ritter aus dem Hochsommer streckte die Waffen. Jede politische Initiative des Solidarischen Polen solle künftig, bevor sie das Licht der Öffentlichkeit erblicke, erst mit der PiS-Führung, also mit Kaczyński abgesprochen werden.

Um den Konflikt zwischen dem spürbar geschwächten Justizminister und Morawiecki jetzt im Lot zu halten, will Kaczyński wohl selbst ins Regierungsgeschäft einsteigen. Er könnte, so wird

kräftig gemunkelt, künftig ein Sicherheitskomitee leiten, dem die Aufsicht über das Justiz-, das Innen- und das Verteidigungsministerium obläge. Beim Blick zurück stolpert der Betrachter über Józef Piłsudski, denn der hatte seinerzeit auch gerne versucht, aus ähnlicher Position die Zügel in der Hand zu halten. Und in der angelegten Konstruktion dieser Republik sind es jene Ministerien, die unter Lech Wałęsa und Aleksander Kwaśniewski mehr oder weniger im gesicherten Einflussbereich des Staatspräsidenten verblieben. Jetzt übernimmt also der Parteiführer!

Vor militärischer Konfrontation China – USA?

von Jerry Sommer

Die USA-Regierung hat in den vergangenen Monaten ihre konfrontative Politik gegenüber China deutlich verschärft – zumindest rhetorisch. Von hochrangigen Regierungsvertretern wurde der chinesischen Führung vorgeworfen, die „globale Vorherrschaft“ anzustreben und den „American way of life“, ja sogar das „Leben und die Existenz“ der Amerikaner zu bedrohen. Mehrere US-amerikanische Chinaexperten warnen vor den kontraproduktiven Folgen derart einseitiger und übertriebener Behauptungen – unter anderem Angehörige der neuen, interventionskritischen Denkfabrik „Quincy Institute“ in Washington. Rachel Odell ist dort Chinaexpertin. Sie glaubt, dass die gesteigerte antichinesische Rhetorik vor allem Donald Trumps Wählerbasis ansprechen soll: „Wir sehen eine Kombination verschiedener Faktoren: Die schlechten Wahlumfragen für Trump und den ökonomischen und ideologischen Nationalismus der Regierung. Sie versucht, die chinesische Gefahr zu übertreiben, um die Wahlen zu gewinnen. China stellt keine direkte militärische Bedrohung für die USA dar – nicht für unser Territorium und nicht für die Sicherheit der US-Bürger.“

Der wirtschaftliche Aufstieg Chinas hat das Kräfteverhältnis in der Welt verändert. Die ökonomische und technologische Vorherrschaft der USA und ihre Rolle als alleinige Supermacht gehören der Vergangenheit an. Es gibt auch keine eindeutige militärische Überlegenheit der USA in der Region um China mehr, meint Michael Paul von der Berliner Stiftung Wissenschaft und Politik (SWP): „Die chinesische Aufrüstung hat tatsächlich zu einer Situation geführt, in der die USA ihren Verbündeten im Raum nur mehr schwer zu Hilfe kommen können. Und von daher wird natürlich das Alliansystem und die Supermachtrolle der USA bedroht.“

Tatsächlich hat China seine militärischen Fähigkeiten im pazifischen Raum in den vergangenen Jahren erheblich ausgeweitet. Eine Handlungsfreiheit und eine Eskalationsdominanz der USA in dieser Region besteht nicht mehr. China begründet seine Aufrüstung mit der Notwendigkeit, dem Ausbau des US-Militärs in der Region etwas entgegenzusetzen. Verwiesen wird zum Beispiel auf die Stationierung von US-Raketenabwehrsystemen in Südkorea und anderen Regionen des Pazifiks. Diese Maßnahmen könnten Chinas nukleare Zweitschlagsfähigkeit bedrohen – im Falle eines Angriffs wäre Peking nicht mehr in der Lage, gegebenenfalls mit eigenen Atomwaffen zurückzuschlagen. Auch die Aufrüstung Taiwans durch die USA wird von der chinesischen Führung als Bedrohung wahrgenommen.

Der chinesische Sicherheitsexperte Tong Zhao vom Carnegie-Tsinghua Center for Global Policy in Peking glaubt nicht, dass China zum Beispiel – wie das Pentagon behauptet – eine Verdoppelung seiner nuklearen Sprengköpfe anstrebt. Ohnehin würde China auch dann nur über etwa ein Zehntel des amerikanischen beziehungsweise des russischen Atomarsenals verfügen. Aber im asiatisch-pazifischen Raum sei das Ziel des chinesischen Militärs eindeutig, „die Fähigkeit zu entwickeln, die USA abzuschrecken, in der Region militärisch zu intervenieren. Das betrifft die Straße von Taiwan, das Südchinesische Meer und Teile des Ostchinesischen Meers. Hier hat China territoriale Streitigkeiten mit seinen Nachbarn.“

Sowohl die USA als auch China führen in der Region verstärkt Militärmanöver durch. China hat im Südchinesischen Meer mehrere Inseln in Besitz genommen, auf die auch andere Nachbarstaaten Anspruch erheben. Die umstrittenen Inseln sind von Peking militärisch gesichert worden. Die USA halten dieses Vorgehen für einen Verstoß gegen internationales Recht. US-Marine-Einheiten und Kampfflugzeuge patrouillieren daher regelmäßig in dem Gebiet, um zu demonstrieren, dass die chinesischen Ansprüche nicht anerkannt werden. Ein militärischer Konflikt könnte jedoch vor allem um Taiwan drohen, glaubt Rachel Odell vom Quincy Institute: „Präsident Xi Jinping macht immer wieder klar, dass sein Ziel die Wiedervereinigung ist. Allerdings ist damit nicht gemeint, dass er das jetzt mit militärischen Mitteln erreichen will. Dies könnte nur dann der Fall sein, wenn zum Beispiel Taiwan seine formelle Unabhängigkeit erklärt. Das würde China als Provokation ansehen. Aber die gegenwärtige Regierung in Taiwan hat gar nicht eine solche Absicht.“ Deshalb sei ein militärischer Konflikt um Taiwan derzeit sehr unwahrscheinlich, glaubt Odell.

Die Trump-Regierung setzt sich seit kurzem für den Aufbau einer Art antichinesischer Allianz im Pazifik ein – ähnlich der NATO. Tatsächlich gibt es in der Region Manöver, bei denen die USA jeweils mit indischen, australischen und japanischen Einheiten gemeinsam üben. Doch eine NATO-ähnliche Militärallianz hält SWP-Experte Michael Paul für „relativ unwahrscheinlich, weil die Interessen der Beteiligten an einer antichinesischen Ausrichtung einer derartigen Zusammenarbeit nicht identisch sind“.

Trotz territorialer Konflikte sind die Staaten der Region aus wirtschaftlichen und sicherheitspolitischen Gründen an guten Beziehungen sowohl zu China als auch zu den USA interessiert. Die militärische Zusammenarbeit der USA mit Partnern in der Region wird sich zwar wohl in nächster Zeit weiter verstärken. Zum Aufbau einer integrierten militärischen Allianz wird es jedoch kaum kommen.

Allerdings droht auch ohne ein formelles Militärbündnis in der Region eine weitere Aufrüstungsspirale, vermutet Tong Zhao vom Carnegie-Tsinghua Center for Global Policy: „Da sich die umfassende Konkurrenz zwischen USA und China verstärkt hat, wird auch die *militärische* Konkurrenz zunehmen. Und damit ist die Gefahr eines Wettrüstens sehr groß. Die chinesische Regierung plant zum Beispiel im nächsten Jahr – während gleichzeitig die Sozialausgaben zurückgehen –, die Militärausgaben um sechs Prozent zu erhöhen.“

Auch der von den Demokraten dominierte Verteidigungsausschuss des USA-Kongresses hat beschlossen, den Militäretat auf 740 Milliarden Dollar zu erhöhen. Im Vergleich zum Vorjahr ist das zwar eine Steigerung um nur 1,5 Prozent. Doch insgesamt geben die USA nach Angaben des Stockholmer Friedensforschungsinstituts SIPRI fast dreimal mehr für die Rüstung aus als China. Sollte Joe Biden die Präsidentschaftswahlen gewinnen, werde sich daran nicht viel ändern, glaubt Michael Paul: „Biden wird, ähnlich wie Trump und ähnlich wie Obama, davon ausgehen, dass China ein ernsthafter Rivale geworden ist, mit dem man umzugehen hat. Und dessen Versuche, die amerikanische Vormachtstellung in der Welt zu unterminieren, werden natürlich als Bedrohung der amerikanischen Wirtschafts- und Sicherheitsinteressen wahrgenommen. Insofern würde es in der Substanz vermutlich weniger Unterschiede geben, sehr wohl aber in der Rhetorik.“

Mit einer anderen Rhetorik ergeben sich aber auch mehr Möglichkeiten zu einer weniger militärisch dominierten Reaktion auf die chinesische Herausforderung. Rachel Odell zum Beispiel befürwortet eine grundlegende Abkehr von dem Ziel der USA, überall in der Welt auf militärische Dominanz zu setzen. In unmittelbarer Nähe Chinas sei diese inzwischen ohnehin unrealistisch. Die Vornestationierung von Flugzeugträgern in der Region sei daher nicht sinnvoll und könnte aufgegeben werden. Eine solche grundlegende Wende würde aber auch Biden vermutlich nicht einleiten, räumt die Expertin ein. Aber sie setzt darauf, dass in der China-Politik unter einem Präsidenten Joe Biden Diplomatie und Rüstungskontrolle eine größere Rolle spielen würden. Notwendig sei ein Ende der Politik der konfrontativen und ideologisch motivierten Rhetorik. Militärische Entspannung sei zum Beispiel auf See durchaus möglich, glaubt Odell: „Wir könnten anbieten, dass wir unsere militärischen Einsätze im Süd- und Ostchinesischen Meer reduzieren, wenn China im Gegenzug dafür garantiert, dass es bei den Streitfragen dort nicht militärisch eingreift.“ Gemeint ist zum Beispiel ein Angriff auf Taiwan.

Fraglich ist allerdings, ob sich China und die USA auf solche vertrauensbildenden Maßnahmen einlassen würden. Wahrscheinlicher ist, dass sie dem bisherigen Motto treu bleiben werden. Und das lautet: mehr Sicherheit durch mehr Rüstung.

Dieser Artikel basiert auf einem Beitrag des Autors für die Sendereihe „Streitkräfte und Strategien“ (NDR-Info, 19.09.2020).

Der Störenfried der Welt

von Hermann-Peter Eberlein

Am 2. Oktober 1920 verabschiedeten auf dem IX. Deutschen Pazifistentag in Braunschweig alle zwölf teilnehmenden Organisationen – darunter die Deutsche Friedensgesellschaft, der Bund religiöser Sozialisten, die Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit und der Deutsche pazifistische Studentenbund – folgende Resolution:

„Der Störenfried der Welt ist der Imperialismus, der dauernde Nahrung empfängt, so lange das natürliche Bedürfnis der Völker nach wirtschaftlicher Wohlfahrt nicht gestillt ist. Wirtschaftliche Wohlfahrt in der Welt kann nicht gedeihen, so lange wirtschaftliche Interessengruppen die Machtmittel der Staaten benutzen, um in ihrem engeren Wirtschaftsgebiet die Ausbeutung der Bürger anderer Staaten durch willkürliche Zuteilung von Rohstoffen und Sperrung von Absatzmärkten vorzunehmen.“

Der Völkerbund, so hieß es in der Resolution weiter, werde daher „den Frieden der Welt und deren materiellen und ethischen Wiederaufbau nur sichern, wenn seine Grundlage eine feste, den freien Wirtschaftsverkehr und die wirtschaftliche Gleichberechtigung aller Völker sichernde, auf den Bedarf der breiten Massen aller Völker eingestellte, von den Werktätigen und Verbrauchern selbstverwaltete Organisation der Wirtschaft ist. Diese Grundlage kann geschaffen werden, wenn der unwiderstehliche Druck der Hand- und Kopfarbeiter aller Länder durch ihre wirtschaftlichen und politischen Organisationen sie erzwingt. Als nächstes Ziel muss der Ausbau der vertraglich vorgesehenen wirtschaftlichen und sozialen Organe des Völkerbundes (jährliche Hauptversammlung aller Mitgliedstaaten zur Behandlung von Arbeitsfragen, Internationales Arbeitsamt, Wirtschaftliche Abteilung des Völkerbundes, internationale wirtschaftliche Kommissionen zur Verteilung von Rohstoffen und zur Regelung der Transport- und Finanzverhältnisse) im demokratischen Sinne zu wirklichen Selbstverwaltungskörpern der Produzenten und Consumenten gefordert werden. Um dieses Ziel vorzubereiten, haben sich sofort die pazifistischen Organisationen überall mit den Organisationen der Hand- und Kopfarbeiter in Verbindung zu setzen, um gemeinsam auf die Regierungen in diesem Sinne national und international einzuwirken.“

Verfasser dieses Textes ist Harry Graf Kessler, der auf dem Kongress auch einen der sieben Hauptvorträge hielt: „Der Völkerbund als Wirtschafts- und Arbeitsgemeinschaft“.

Harry Graf Kessler? Der 1868 in Paris geborene Schöngeist mit schweizerischen und britischen Wurzeln, dessen Mutter eine Freundin Kaiser Wilhelms I. war und der in Ascot, auf dem Hamburger Johanneum, in Bonn und Leipzig eine standesgemäße Erziehung erhalten hatte, ist heute eher als Kulturvermittler bekannt, als Sammler, Mäzen und Schriftsteller. Mit Henry van de Velde gehört er zu den Begründern des „Neuen Weimar“, als Propagandist des Deutschen Künstlerbundes stellte er sich gegen die konservative Kulturpolitik Wilhelms II. Gemeinsam mit Hugo von Hofmannsthal verfasste er das Libretto zu Richard Strauß' Ballett „Die Josephslegende“; mit der von 1913 bis 1931 betriebenen Cranach-Presse setzte er für Jahrzehnte den Maßstab für künstlerisch hervorragende Buchgestaltung. Im Weltkrieg zunächst noch Vertreter weitreichender Annexionspläne, wandelt sich der Aristokrat mit bildungsbürgerlichem Hintergrund, der als Neu-Geadelter von der alten preußischen Elite kritisch beäugt worden war und im

Diplomatischen Dienst nicht reüssieren konnte, zum Anhänger der Revolution und engagierten Republikaner; Zeugnis dessen ist gegen Ende seines Lebens die große Rathenau-Biografie von 1928. Nach Hitlers Machtergreifung ging er ins Exil, zunächst nach Paris, dann nach Mallorca, schließlich in die Nähe von Lyon, wo seine Schwester lebte; hier starb er Ende 1937, auf dem Père Lachaise ist er begraben.

Ideen zu einer Ordnung jenseits des Nationalen beschäftigten Kessler schon lange vor dem Krieg: Im April 1906 veröffentlicht er in Maximilian Hardens Zukunft einen Essay über Nationalität, der in den Sätzen gipfelt: „Deshalb ist es auch kein Gegensatz, ein guter Deutscher und ein ‚guter Europäer‘ sein; ein Konflikt zwischen national und ‚international‘ existiert nicht.“ Die als demütigend und politisch falsch empfundenen Friedensverträge von Versailles und St. Germain und die von USA-Präsident Woodrow Wilson bereits in den Völkerbund-Noten vom Januar 1919 ausgesprochene Absicht, Deutschland die Gleichrangigkeit mit den Siegermächten vorzuenthalten, lässt Kessler im Februar 1919 einen „Plan zu einem Völkerbunde auf Grund einer ‚Organisation der Organisationen‘ (Weltorganisation)“ entwerfen; nicht Staaten sind hier die Träger der Weltorganisation, sondern internationale Organisationen verschiedenster Art. Eine weitere Stufe in Kesslers Beschäftigung mit der Völkerbundproblematik bilden die „Richtlinien für einen wahren Völkerbund“, in deren zweiter Auflage die Resolution vom 2. Oktober 1920 als Anhang abgedruckt ist. Diese Richtlinien, deren Leitsätze sich in komprimierter Form in der Resolution wiederfinden, gehen nun von einem Staatenbund aus, wie er seit Januar 1919 existiert, benennen aber seine grundlegenden Schwächen und fordern eine führende Rolle der Werk tätigen.

Kessler sei kein Künstler, hat Hofmannsthal einmal notiert, sondern ein vermittelndes Genie. Seine Bemühungen um eine ästhetische Erziehung des Menschen jedoch waren zum Scheitern verurteilt, sein Selbstgefühl und sein Lebensstil gehören einer vergangenen Epoche an. Seine Idee einer wirtschaftlichen Globalisierung zum Nutzen aller aber, einer Art globalen Syndikalismus also, ist hochaktuell in Zeiten wirtschaftlicher Abschottung einzelner Staaten, vor allem aber gegenüber dem derzeitigen Störenfried der Welt: einem Imperialismus in Gestalt eines globalen Kapitalismus, der zuerst die Menschen, dann die Ressourcen und schließlich sich selbst zu verschlingen auf dem Wege ist.

300 Prozent, und es existiert kein Verbrechen, das es nicht riskiert ...

von Jürgen Leibiger

Vor 160 Jahren veröffentlichte Thomas Joseph Dunning (1799–1873), Sekretär der Londoner Vereinigung der Buchbinder, ein Büchlein „Trades’ Unions and Strikes: Their Philosophy and Intentions“. Er hatte es im Auftrag seiner Gewerkschaft verfasst; mit dem Essay sollte den einseitigen, diffamierenden und gewerkschaftsfeindlichen Veröffentlichungen der damaligen Mainstream-Medien entgegengetreten werden. Kein Verlag wollte es herausbringen, und so erschien es im Selbstverlag. Dunning legt dar, wovon die Löhne bestimmt werden, er erklärt die Rolle der Gewerkschaften und ihre Kampfmittel. Der links-liberale John Stuart Mill (1806–1873), einer der damals führenden Ökonomen Englands, äußert sich in den späten Auflagen seiner „Grundsätze der politischen Ökonomie“ außerordentlich lobend über diese Schrift. Obwohl er nicht mit allen ihren Ansichten übereinstimme, hätten die Gewerkschaften „bedeutende Wahrheiten [...] auf ihrer Seite.“ Sogar die Irrtümer seien „weniger augenfällig und verwerflich“, wenn sie aus dem Blickwinkel der Interessen der arbeitenden Klassen betrachtet würden.

Auch ein anderer Wirtschaftswissenschaftler schreibt anerkennend über die Schrift und die Darlegung zum Lohn: Karl Marx. Dunning treffe „nicht nur die Sache“, sondern behandle sie auch „mit glücklicher Ironie.“ Aber nicht mit dieser Sache und seiner Abhandlung über Philo-

sophie und Ziele der Trade Unions ging Dunning in die ökonomische Weltliteratur ein. Was mit seinem Namen in Verbindung gebracht wird, ist eine Textpassage, die Marx im „Kapital“ zitiert. Dunning kommentiert darin eine im *Quarterly Review*, einer konservativen Vierteljahresschrift, geäußerte Auffassung, wonach die Arbeiter sich besser ruhig verhalten sollten, denn Kapital sei „ängstlich“ und „fliehe vor Turbulenzen und Streit“. Dunning kontert, das sei zwar „sehr wahr, aber eine unvollständige Antwort auf diese Frage“. Und weiter, in der Übersetzung von Marx: „Das Kapital hat einen horror vor Abwesenheit von Profit, wie die Natur vor der Leere. Mit entsprechendem Profit wird Kapital kühn. 10 Prozent sicher, und man kann es überall anwenden; 20 Prozent, es wird lebhaft; 50 Prozent, positiv waghalsig; für 100 Prozent stampft es alle menschlichen Gesetze unter seinen Fuß; 300 Prozent und es existiert kein Verbrechen, das es nicht riskiert, selbst auf die Gefahr des Galgens. Wenn Tumult und Streit Profit bringen, wird es sie beide encouragieren. Beweis: Schmuggel und Sklavenhandel.“

Bis auf diese Passage, die Dunning relativiert, als er hinzufügt, „Kapital ist an und für sich gut“ und „böse Instinkte“ finde man auch in seiner eigenen Klasse, geriet seine Broschüre völlig in Vergessenheit. Aber diese wenigen Sätze werden immer und immer wieder zitiert und, weil sie so gut zur Grundaussage seines Werkes passen, werden sie gar nicht selten Marx zugeschrieben. Abgesehen davon, dass sie in seiner Übersetzung eine stilistische Wucht entfalten, die sie im Original nicht haben („even to the chance of its owner being hanged“ übersetzt Marx mit einem emphatischen „selbst auf die Gefahr des Galgens“), besteht der Hauptgrund darin, dass diese zugespitzte Charakterisierung der Profitorientierung des Kapitals nach wie vor ihre Berechtigung hat.

Ich wurde an diesen Text erinnert, als der Wirecard-Betrug aufflog. Luftbuchungen in Höhe von 1,9 Milliarden Euro offenbaren eine enorme kriminelle Energie der Firmenvorstände. Sie wurde begünstigt durch genauso profitgierige Wirtschaftsprüfer und eine mehr als lasche, wohl auch überforderte staatliche Finanzaufsicht. Die Hoffnung auf einen deutschen Global Player im Digitalgeschäft ließ selbst die Bundesregierung erblinden und so völlig abwegig ist der Verdacht nicht, dass angesichts des regierungsamtlichen Unterstützungskurses den Mitarbeitern der Aufsicht, die Wirecard-Aktien besaßen, steigende Kurse lieber waren als zunehmende Bedenken und gründlichere Kontrollen.

Ist Kapital an und für sich gut und entspringt kriminelle Energie wirklich einem „Trieb zum Bösen“, der allen menschlichen Wesen eigen ist, wie Dunning meint? Natürlich werden Verbrechen nicht allein aus Gewinnsucht begangen, aber es ist schon auffällig, das ab der Zeit, da Geld nicht nur als Tauschmittel, sondern auch für Geldgewinne, das heißt als Kapital angewendet wird, auch sein verbrecherisches Potenzial kritisiert wird. „Die schlimmste Frucht, die je gesetzlich eingeführt [...] ist das Geld. [...] Geld betört das Herz, so dass der brave Mann Abscheuliches begehrt“, dichtete Sophokles vor zweieinhalbtausend Jahren. Und die Kette der Abscheulichkeiten, legalen wie illegalen, ist auch im heutigen „zivilisierten“, „gebändigten“ Kapitalismus lang. Gegen die 55 Milliarden Euro schwere Bilanzfälschung des US-amerikanischen ENRON-Konzerns oder den 44-Milliarden-Euro-Anlegerbetrug Bernard Madoffs erscheinen die Wirecard-Beträge fast harmlos. Seit der Krise von 2007/09 haben Banken weltweit über 300 Milliarden Dollar Strafe wegen der Verletzung von Vorschriften zahlen müssen. Die Rechtskosten infolge des Betrugs mit digitalen Abschaltvorrichtungen allein für den VW-Konzern belaufen sich auf 30 Milliarden Euro, trotzdem wurde 2019 ein Gewinn vor Steuern von rund 17 Milliarden Euro eingefahren. Was ist schon der Diebstahl eines Autos gegen den Betrug an tausenden Autofahrern! Was ist ein Einbruch in eine Bank gegen die Gründung einer Bank!

Die Liste lässt sich fortsetzen: Steuerhinterziehung, illegale Spenden, Korruption, Bilanzfälschung, Anlagebetrug, Insider-Geschäfte, Kundenbetrug, Kinderarbeit, Umweltvergehen, Verletzung von Arbeitsschutzvorschriften, Zwangsprostitution, Sklaverei, Menschenrechtsverletzungen, Kriegsverbrechen ... Längst sind Verbrechersyndikate wie die Mafia in die „normale“ Wirtschaft eingesickert. Sich superseriös gebende Konzernmanager haben keinerlei Skrupel, Aktivitäten, die im Inland aus guten wirtschaftlichen, sozialen oder moralischen Gründen verpönt oder verboten sind, in Länder zu verlegen, wo das nicht der Fall ist. Ungeniert werden staatliche Subventionen eingestrichen, während Gewinne in Steueroasen verschoben werden.

Ein George Soros rechtfertigte seine Spekulation gegen das Pfund, die auch den britischen Steuerzahler Anfang der 90er Jahre Milliarden gekostet hat: Hätte er das nicht gemacht, hätten es andere getan. Natürlich war alles legal. Die Betonung des Eigennutzes als wichtigster Triebkraft menschlichen Handelns, das Credo „Erlaubt ist, was nicht verboten ist“ und die Forderung „Mehr Markt, weniger Staat“ implizieren nicht nur ein Ungleichgewicht von Moral und Gewinn, sondern auch ein asymmetrisches Kräfteverhältnis zwischen Kapitalwirtschaft und Staat. Der befindet sich damit ewig im Nachtrab und ist nicht selten auf die Rolle eines Reparaturbetriebs reduziert. Bloß nicht zu viel Regulation, Kapital sei ein „scheues Reh“, oder, wie *Quarterly Review* es ausdrückte, es „flieht vor Turbulenzen und Streit“. Moralische Gesetze sind sekundär. Kapital ist nicht zuletzt auch deshalb so „kühn“ und risikobereit, weil – festgeschrieben in der Rechtsform – volle Haftung teilweise von vornherein beschränkt ist. Selbstverpflichtungen oder Good-Governance-Regeln sind zahnlose Tiger. Auch Wirecard hatte einen Corporate-Governance-Bericht vorgelegt, wie Rolf Nonnenmacher, Vorsitzender der Regierungskommission Deutscher Corporate Governance Kodex, informierte. Er erläuterte dazu: „Dass die Regeln [des Kodex] eingehalten werden, wird nicht von einer Behörde oder Institution überwacht, sondern vom Kapitalmarkt.“ Na toll. Der Mann war früher Sprecher von KPMG Deutschland, einem führenden Wirtschaftsprüfungsunternehmen.

Das Kapital habe, so Dunning mit Blick auf die USA, „das sogenannte freieste Land der Welt in ein riesiges Sklavengefängnis verwandelt, und, schlimmer noch, von allen Kanzeln im Süden dieses Landes lässt es verkünden, das Wort Gottes beweise, dass dieses Verbrechen vom Allmächtigen gebilligt wird.“ Sklaverei wird heute wohl kaum noch von der Kanzel herab verteidigt (bei manchen Evangelikalen im Süden der USA bin ich mir allerdings nicht ganz sicher), aber das Kriegsgerät, mit dem die US-Streitkräfte im Namen der „westlichen Wertegemeinschaft“ Ölfelder besetzen oder mörderische Luftangriffe unternahmen, wurde von Militärfahrern gesegnet. Den internationalen Strafgerichtshof in Den Haag, der auch von US-Amerikanern begangene Kriegsverbrechen ahnden soll, wurde von den USA deshalb selbst mit Sanktionen belegt. In den vergangenen 160 Jahren mag sich vieles verändert haben und der Fortschritt ist unüberschaubar, der Aktualität von Dunning's Text hat das keinen Abbruch getan.

Handel im Wandel

von Erhard Weinholz

Früher ... früher ... früher hatten wa ooch n Kaisa“, sagte man einst in Berlin, wenn jemand dieses Wort im Übermaß benutzte. Wir lassen uns davon nicht verdrießen und heben mit eben diesem Wort zu erzählen an: Früher, vor hundert Jahren und mehr, fand man in den Städten überall kleine Läden; wo sich alter Putz erhalten hat, lesen wir noch heute „Colonialwaaren-Handlung“, „Dampfbäckerei“, „ff. Cigarren“. Auch eine meiner Urgroßmütter führte so ein Geschäft, verkaufte in meiner Heimatstadt, der Chur- und Hauptstadt Brandenburg, Grünzeug aller Art. Auch Bananen, Apfelsinen, Ananas gar? Aber das waren ja schon Delikatessen. Als Kind könnte sie sie noch genossen haben: Selma, geborene Wirth, war die Tochter eines Potsdamer Ziegeleibesitzers, der um 1860 Bankrott gegangen ist. Ein altes braunstichiges Foto zeigt sie vor der schmalen Ladentür nahe beim Altstädtischen Rathaus, wo heute der Roland steht, eine kleine Frau mit vorgebundener Schürze. Ihr Mann, der Webermeister Hermann Weinholz, saß derweil nicht am Webstuhl, sondern war als Meister angestellt in einem der großen Textilbetriebe dort. Gegen Ende des vorletzten Jahrhunderts erlagen sie alle dem Druck der britischen Konkurrenz; vielleicht musste das Geschäft dann die Familie ernähren. „Ist der Laden noch so klein, er bringt doch mehr als Arbeit ein.“ So hieß es damals.

Die letzten dieser Art in Berlin (Ost), privat von alten Damen betrieben, habe ich in den siebziger Jahren entdeckt, einen hinter der Weißenseer Spitze, einen anderen am U-Bahnhof

Friedrichsfelde. Was im Schaufenster stand, passte zum Angebot an Waren des täglichen Bedarfs, das auf der Ladentheke und in den Regalen dahinter seinen Platz hatte: Zucker, Nudeln, Büchsen mit Erbsen oder Linsen und fettem Speck, säuerlich riechendes Brot – lebte man bescheiden, reichte es allemal. Die Fensterscheibe ersetzte den Prospekt: „Frische Eier Stück 12 Pfennige“. Und eines Tages stand dort in Kreideschrift: „Wir danken unserer Kundschaft für die langjährige Treue.“

Die meisten Läden in Berlin (Ost) gehörten zu der Zeit schon der HO oder dem Konsum. In meinem „Fernsprechbuch für die Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik BERLIN, Ausgabe 1965, Stand: Dezember 1964“ sind sie alle wohlgeordnet aufgeführt, die Industriewaren- und die Lebensmittelläden. „Sagte man im Westen ‚Industriewaren‘?“ frage ich meine Freundin B., die nämlich von dort kommt. Aber sie weiß es nicht mehr. Gern, aber eher selten besucht habe ich die Feinkostläden; höhnische Stimme aus dem Hintergrund: „War Feinkost nicht Feindkost?“ Nein, mein Herr, es gab auch eine sozialistische Feinkost ... doch genau hier lässt mich meine „Warenkunde Lebensmittel“ aus dem Jahre 1971 im Stich.

Im Hintergrund jetzt noch mehr Frauenstimmen: „Was soll’n das heißen – bringt doch mehr als Arbeit ein? Dauernd die schweren Kisten rauf und runter, ist das etwa keene Arbeit? Und von der Tür her zog’s, da konnte man sich den Dood hol’n, und denn noch die Jeschichten mit dem Leergut ...“ Wohl wahr. Manchmal wurde es lange nicht abgeholt, zum Ärger der Lieferbetriebe. Dazu die Debatten mit den Kunden. In den Verkaufsstellen wurde nämlich oft nur das Bier der nächstgelegenen Brauerei angeboten, und es wurden auch nur die leeren Flaschen mit deren Etikett zurückgenommen. Einen Ausweg gab es immerhin: Man weichte das Etikett ab – mit Müh und Not wurde man sie dann doch noch los.

Kaufhallen sind in dem erwähnten Telefonbuch nur wenige aufgeführt, höchstens ein Dutzend. Bald öffneten weitere, und jedes Mal wurden die kleinen Läden ringsum geschlossen. Die Arbeitsbedingungen waren nun besser, die Bezahlung blieb schlecht. Wenigstens saß man an der Quelle, konnte Mangelware, sofern es sie mal gab, als Tauschmittel nutzen. Manchmal aber kam auch Gutes ins Regal, das für alle da war, die höchst praktische Budapester Fischsoljanka zum Beispiel: Man kochte eine Portion Reis, gab den Inhalt der Büchse darauf, füllte die gleiche Menge Wasser auf ... erhitzen ... umrühren ... fertig. Wer gutes Brot, frische knackige Brötchen brauchte, fand sie seit Neuestem im Laden des Backwarenkombinats in der Schönhauser Allee. Und nahe beim U-Bahnhof Dimitroffstraße wurde ein Sonntagsverkauf für Getränke eingerichtet – der Umsatz war enorm. Im Gegenzug wurde anderes schlechter: Die Rotweinsorten, die Ende der Sechziger die teuersten gewesen waren, um die sechs Mark gekostet hatten, waren zwanzig Jahre später die billigsten, man konnte froh sein, wenn man sie überhaupt bekam. In den Sechzigern hatte es in ganz normalen Läden hin und wieder chinesische Büchsenananas gegeben, in den Achtzigern nur noch bei „delikat“. Manches verschwand völlig aus dem Angebot, sogar so ordinäre Dinge wie die Zungenwurst: Die DDR hatte sich beim Ankauf von Futtermitteln auf dem Weltmarkt Riesenschulden eingehandelt und versuchte nun durch Fleischexport, besonders den Export besserer Teile wie der Zunge eben, Devisen zu erlösen.

Die Währungsunion vom Juni 1990 wirbelte den ganzen ehemals sozialistischen Einzelhandel von Grund auf durcheinander. Viele Läden verschwanden umgehend, andere versuchten sich durch Umprofilierung zu retten, meist erfolglos: In einer Filiale von REWATEX (REinigen und WASchen von TEXTilien) gleich um die Ecke wurden jetzt nicht nur unsere Wäschebeutel angenommen, sondern auch Zeitungen und Zeitschriften verkauft. Später machten sie nur noch das, dann nahmen sie doch wieder Wäsche an, und ein paar Wochen darauf war Schluss. In die Ladenlokale, die viele Jahre mit heruntergelassenen Jalousien vor sich hingedämmert hatten, kam Leben. Anfangs wurden überall Chinarestaurants eröffnet. Sogar die Drogerie am Arnswalder Platz musste solch einem Lokal weichen. Der Inhaber, der mit Leib und Seele Drogist gewesen war, erzählte mir davon; es tat mir leid um ihn. Ein Spiegel mit Werbung für glätt-Frisiercreme hatte bei ihm in einer Ecke noch gehangen; ich hoffe, er ist nicht im Müll gelandet, hoffe es, obwohl diese Creme, ekelhaft parfümiert, ein Schrecken meiner Kindheit war: Sie ins Haar geschmiert zu kriegen war für mich genauso schlimm, als würde man mir das Gesicht mit Spucke abreiben.

Inzwischen ist das bewusste Chinarestaurant längst verschwunden. Geschlossen hat auch das pakistanische hier in der Danziger Straße, auf dem ein Fluch zu lasten schien: Nie sah ich einen Gast darin. Wenn ich mit der Straßenbahn daran vorbeifuhr, setzte ich mich meist so, dass ich es nicht sehen musste. Auch von den Läden, die damals im und am Bötzowviertel, meiner Wohngegend also, eröffnet wurden, hat kaum einer die Jahre überstanden. Der Sexshop, den zwei schmutzige ältere Männer eröffnet hatten, machte schon nach einigen Monaten dicht: Er war direkt neben einer Bushaltestelle gelegen. Bei anderen Geschäften, so dem Süßwarenladen, wo ich manchmal Marzipanfrüchte und kandierten Ingwer kaufte, war das Angebot zu schmal. An viele kann ich mich nur undeutlich erinnern, oft weiß ich schon nicht mehr, was hier oder da einst war. Betrieben wurden die Läden, so mein Eindruck, noch immer meist von Frauen.

In einem der Berliner Stadtmagazine gab es lange Zeit die Rubrik „Neu eröffnet“; vielleicht, so dachte ich damals, sollte es daneben eine Rubrik „Für immer geschlossen“ geben, wo das Ende von Läden und Restaurants liebevoll-mitfühlend oder kritisch-höhnisch kommentiert werden könnte. Auch nach dem Schicksal der Gescheiterten wäre zu fragen gewesen. Die letzte Schließung in unserem Viertel ist gerade erst ein paar Wochen her: Der Schmuck- und Modeladen „Augustkinder“ machte nach zwei Jahren still und heimlich zu. Aber schon wird in einem Ladenlokal nahebei gemauert, gehämmert und gebohrt, werden Tausende und Abertausende verbaut für ein Schokoladengeschäft, das sich vermutlich auch nicht lange halten wird: Es ist zu speziell für den Standort. Ich staune immer wieder, welche Kräfte und vor allem welche Hoffnungen, Illusionen sogar solch ein Vorhaben freisetzen kann.

Strasbourg – Musée des Beaux-Arts

von Clemens Fischer,
zz. Strasbourg

Wer mit touristischem Vorsatz der Elsass-Metropole Strasbourg einen Besuch abstattet, der wird natürlich das weltberühmte eintürmige Münster an der Place de la Cathédral aufsuchen, eines der herausragenden Bauwerke der Gotik in Europa. Am besten um 12.30 Uhr, wenn sich das Figurenspiel der aus der Renaissance stammenden Astronomischen Uhr im Inneren des Gotteshauses, die zu den Hauptattraktionen dieser Kathedrale zählt, in Bewegung setzt. (Achtung: an Sonn- und Feiertagen keine Vorführung!) Danach erwartet den Besucher sofort die nächste Attraktion – direkt vis-à-vis der Kathedrale: das Haus Kammerzell, dessen steinernes Erdgeschoss noch aus dem Jahre 1467 stammt. Darüber hat der Käsehändler Martin Braun, der das Gebäude 1571 erwarb, ab 1585 jene drei auskragenden Fachwerketagen sowie drei hölzerne Dachgeschosse errichten lassen, die das Ensemble zum heute schönsten Haus der Stadt machten. Von da aus ist es nur ein Katzensprung bis zur pittoresken Altstadt von Strasbourg, dem Viertel „Petite France“ („Kleinf Frankreich“), wo früher Fischer, Müller und Gerber ihre Werkstätten und Domizile hatten – eine Ansammlung herrlicher Fachwerkhäuser mit steilen Dächern, einst zum Teil mit offenen Dachböden. Zum Trocknen von Leder.

Doch wer von der Place de la Cathédral bis „Petite France“ gelangt ist, der hat – zumal als Liebhaber europäischer Malerei vom Spätmittelalter bis ins 19. Jahrhundert – einen Sammlungsort schon verpasst, den zwar selbst die Tourismusinformationen Strabourgs im Internet unverständlicherweise unterschlagen, der aber höchst Sehenswertes in seinen Mauern birgt: das direkt neben dem Münster gelegene Palais Rohan. Dieses bedeutendste architektonische Zeugnis des regionalen Barocks beherbergt neben dem archäologischen und dem Kunstgewerbemuseum der Stadt auch jenes der Schönen Künste (Musée des Beaux-Arts), dessen Sammlung 500 Jahre europäischer Malerei umfasst.

Zwar hängen in den Räumen dieses Palais von Raffael keine Sixtinische Madonna, von Tizian keine Schlummernde Venus, von Goya keine Nackte Maya und auch von Courbet keine

Steinklopfer, doch sind alle diese Großmeister in Strasbourg vertreten. Mit weniger bekannten Werken, die zu entdecken seinen eigenen Reiz hat. Zumal die Sammlung darüber hinaus die flämischen Barock-Genies Rubens und van Dyck aufzuweisen hat, spanische Meister wie Zurbarán und El Greco, italienische Kollegen Raffaels und Tizians wie Tintoretto und Veronese ... Einen besonderen Schwerpunkt der Sammlung bilden niederländische Stillleben mit einem großartigen „Johannisbeeruchen“ von Willem Claez Heda als Höhepunkt.

Das Prunkstück im Musée des Beaux-Arts von Strasbourg allerdings ist ein aus drei beidseitig bemalten Miniaturtafeln – jeweils lediglich 20 mal 13 Zentimeter messend – bestehendes Polyptichon der irdischen Eitelkeit und der himmlischen Erlösung von Hans Memling, der, wenngleich deutscher Herkunft, Ende des 15. Jahrhunderts in Brügge gewirkt hat. Den Autor am stärksten beeindruckt hat schließlich das Portrait eines Humanisten des Flamen Quentin Metsys, der neben Hans Holbein dem Jüngeren, Tizian und anderen zur ersten Garnitur meisterlicher Renaissance-Porträisten zu zählen sein dürfte. Obwohl er heutigem Publikum wohl eher durch seine Hässliche Herzogin oder ähnliche Sujets mit grotesken Zügen bekannt ist.

Bemerkenswert im Musée des Beaux-Arts ist nicht zuletzt die unaufdringliche, aber höchst informative, teils ausgesprochen originelle museumspädagogische Begleitung der Dauerausstellung. Da wird unter anderem mitgeteilt, dass die heutige museale Präsentation von Gemälden diese völlig von ihrer ursprünglichen Zweckbestimmung und aus ihrem historischen Entstehungs- und Darbietungskontext löse, wozu das Publikum Informationen, soweit sie denn vorliegen, in der Regel auch nicht erhalte. Welche „Verfremdung“ dadurch eintritt, ohne dass sie überhaupt realisiert werden könnte, macht die Ausstellung anhand des Werkes eines unbekannteren Renaissance-Künstlers deutlich, das einst zum Deckendekor einer Apotheke gehörte und heute normalerweise in museumüblicher Wandhängung gezeigt würde. Im Musée des Beaux-Arts ist das Gemälde an der Decke angebracht – mit stilisierten Apotheken-Accessoires an den Wänden darunter ...

Dass im Übrigen die zugehörigen kunsthistorischen Begleittexte in diesem Museum außer in Französisch und Englisch in Deutsch zu lesen sind, erhöht das Museumserlebnis für weniger polyglotte Besucher wie den Autor zusätzlich.

Palais Rohan, Musée des Beaux-Arts, 2, Place du Château, Strasbourg; täglich außer dienstags, 10.00 bis 18.00 Uhr.

Bayreuth Baroque Opera Festival

von Joachim Lange

Die Pandemie hat die Bayreuther Festspiele hart getroffen. Auf dem Grünen Hügel blieb das Festspielhaus geschlossen. Nur am traditionellen Eröffnungstag, dem 25. Juli, gab es einen „Als Ob“-Mini-Wagner in der Villa Wahnfried. Der Rest lief im Internet. Kurz nach dem eigentlichen Ende von Deutschlands Festspiel-Weltmarke passierte vom 3. bis 13. September dann doch noch das Wunder: Die Bayreuther Festspiele gingen über die Bühne. Aber nicht die, die alle Welt kennt, auch nicht auf dem Grünen Hügel und mit Wagner-Fünftündern. Nein – es gab den ersten Jahrgang eines neuen Festivals mit Barock-Musik im dafür maßgeschneiderten Markgräflichen Opernhaus, unten in der Stadt. Zwar unter Anticoronabedingungen mit nur 200 Zuschauern im Saal, aber mit einer „richtig“ inszenierten und einer konzertanten Oper sowie einem exquisiten Programm drum herum. Die neue Marke ist das Bayreuth Baroque Opera Festival ...

Als die Schwester von Preußenkönig Friedrich II., Wilhelmine, von ihrem Bruder als Markgräfin nach Bayreuth beordert (sprich verheiratet) wurde, baute sie sich ein Opernhaus. Vielleicht als Trost oder aus Trotz. Jedenfalls in einem Format, das es in den 40er Jahren des 18. Jahrhunderts mit dem Glanz von Dresden oder Wien aufnehmen sollte und konnte. Da man

in Bayern heutzutage weiß, was man nicht nur an den Hinterlassenschaften seines wagnerverrückten Königs Ludwig II., sondern auch an denen der Markgräfin Wilhelmine hat, erstrahlt dieses nie abgebrannte oder sonst verunstaltete Schmuckstück nach aufwändiger Renovierung seit 2018 wieder in barocker Herrlichkeit. Wirklich lebendig und überwältigend wird dieses längst zertifizierte Weltkulturerbe aber erst, wenn dort die Musik erklingt, für die es errichtet wurde. Haargenau so wie jetzt beim neuen Bayreuth Baroque Festival.

Neben kultur- und marketingaffinen Entscheidungsträgern braucht es für ein solches Projekt vor allem Enthusiasten wie Max Emanuel Cenčić. Wie sonst wohl nur noch seine berühmte Kollegin Cecilia Bartoli mit ihren Pfingstfestspielen in Salzburg legt sich der 43-jährige Countertenor für die Barockmusik ins Zeug. Als Sänger schon seit frühester Jugend in der Spitzenriege seiner Zunft, aber auch als Regisseur und seit zehn Jahren obendrein mit seiner gut platzierten Produktionsfirma Parnassus Arts Production. Cenčić hat sich mit vielen seiner unabhängig produzierten Barockopern zu einer Art unternehmerisch-künstlerischem Gesamtkunstwerk gemauert. Dem fehlte eigentlich nur noch das eigene Festival am maßgeschneiderten Ort. Jetzt hat er es. Man stelle sich nur vor, was für eine Prachtentfaltung zelebriert werden wäre, wenn es ohne Corona kurz nach dem Finale der Wagner-Festspiele oben auf dem Grünen Hügel Ende August unten in der Stadt gleich mit dem Bayreuth Baroque weitergegangen wäre!

Eine Ahnung davon bot die Premiere von „Carlo il Calvo“ des neapolitanischen Händel-Zeitgenossen Nicola Antonio Porpora (1686–1768). Auch wenn nur 200 Zuschauer zugelassen waren, gab es ganze fünf Brutto-Opernstunden mit zwei Pausen und ohne personelle Ausdünnung auf der Bühne oder im Graben. Und es hat sich gelohnt!

Cenčić lässt den musikalischen Glanz der neapolitanischen Barock-Musik mit einer *opera seria* aus dem Jahre 1738 aufscheinen, die völlig in Vergessenheit geraten war. Für den wohltemperiert drängenden Sound sorgte (über weite Strecken vom Cembalo aus) der designierte künstlerische Leiter der Göttinger Händelfestspiele George Petrou mit seinem Orchester Armonia Atenea. Er kostet dabei auch die instrumentalen Zwischenspiele sichtlich aus.

Cenčić hat die barocke Opernausgrabung selbst inszeniert und mit seinem Team in Athen einstudiert. Salons und Wintergärten für die zwischen karibischer und mediterraner Verfall-Grandezza changierende Bühne hat Giorgina Germanou gebaut, Maria Zorba sorgte mit dem Chic der Kostüme für Zwanzigerjahre-Eleganz. Das ariengespickte, barocktypisch verworrene Jeder-gegen-Jeden beginnt und endet mit einer üppigen Familientafel (wenn es dicke kommt, sind zwei Dutzend Leute auf der Bühne!). Mit diabolisch krächzendem Gelächter einer Alten im Rollstuhl zu Beginn und einem vom Stuhl fallenden Familienoberhaupt kurz nach dem unvermeidlichen, mit einer herrlich komischen Tanznummer hingewingten Happy End.

Dazwischen lässt Cenčić in 35 Szenen eine Art Telenovela mit einem Mix aus Erbschaftsstreit, Machtkampf und Liebeshändel aller möglichen Varianten ablaufen. Das macht Spaß und lässt auch dann, wenn in den Arien die Wiederholungsrunden angesagt sind, keine Langeweile aufkommen. Auf dieser sich mehrmals wandelnden Bühne ist immer was los – im Zweifel ein Tick mehr als nötig.

In der eigentlich im Mittelalter angesiedelten Story wird bis aufs Messer um das Erbe, also die Macht gestritten, das dem (stummen) kindlichen Titelhelden zusteht. Diese Übersetzung ins mafiöse Klischeemilieu funktioniert fabelhaft. Man wahrt den Schein, aber kennt keinerlei Skrupel. Als Counter gibt Cenčić selbst stilsicher den sichtbar gealterten Clanchef Lottario. Suzanne Jerosme ist seine verwitwete Stiefmutter Giuditta und Nian Wang deren Tochter Eduino. Bruno de Sá fällt (als Anwalt der Familie) mit seinen atemberaubenden Sopran-Spitzentönen auf. Tenor Petr Nekoranec sucht als Bodyguard Asprando mit allen Mitteln (von Mord bis zum Versuch, den verklemmten Clanchef persönlich mit seinem Luxuskörper zu verführen) seine eigenen Ambitionen durchzusetzen. Dass er sich als leiblicher Vater des Knaben Carlo entpuppt und bei einer zünftigen Schießerei auf der Strecke bleibt, versteht sich fast von selbst. So was wie einen roten Faden spinnen Franco Fagioli und Julia Lezhneva als Liebespaar mit Hindernissen. Er als relativ ehrlicher Sohn des Hauses Adalgiso, sie als seine Verlobte Gildippe. Fagioli demonstriert seine Extraklasse mit Kunststücken auf dem vokalen Koloraturhochseil in der Barockzirkusarena. Für das einzige Endlosduett mit der so quicklebendig wie federleicht mit ihm

davon schwebenden Russin gibt es ganz zu Recht den längsten Szenenapplaus. Für die beiden grandiosen Protagonisten, aber auch für Nicola Antonio Porpora.

Mit den zwei Aufführungen gab es wenigstens in diesem Spätsommer endlich wieder „richtige“ Oper. Mit wirklich allem Drum und Dran! Einschließlich einer Liveübertragung von „Carlo il Calvo“ in den Cineplexkinos von Bayreuth und Mannheim! Und wie man hört, wird diese Inszenierung auch im zweiten, für den kommenden September geplanten Jahrgang von Bayreuth Baroque wieder aufgenommen.

Neben der Porpora-Ausgrabung präsentierte Cenčić mit der konzertanten deutschen Erstausführung von Leonardo Vincis „Gismondo, Re di Polonia“ ein zweites, exquisit besetztes Ausgrabungsschmankerl. Als CD eingespielt hat er sie mit seiner Firma schon. Händel schätzte seinen fünf Jahre jüngeren italienischen Kollegen Leonardo Vinci (1690–1730) sehr. Aus dem Dunkel des Vergessens wurde Vinci 2012 gerissen – dank seiner, einst mit Kastraten, heute natürlich mit Countern besetzten Oper „Artaserse“. Nach einer mit barocker Opulenz zelebrierten szenischen Aufführung 2012 in Nancy hängt die Truppe der weltbesten Countertenöre, die darin glänzte, noch eine gefeierte Tournee dran und machte unter anderem in Köln Station. Mit Cenčić selbst und dem in Odessa geborenen Yuriy Myneko sind zwei von dieser legendären Vinci-Aufführung auch bei „Gismondo“ dabei. Dazu kommt in Bayreuth noch ihr englischer Stimmfachkollege Jake Arditti. Mit ihrem Live-Auftritt dürften sich die Polin Martyna Pastuszka und ihr Orchester mit dem putzigen Namen (oh!) Orkiestra Historyczna in der Barockszene etabliert haben und als feste Größe wohl im Visier der diversen Barockfestivals bleiben. Für das Niveau der übrigen Angebote stehen Namen wie Joyce DiDonato und Jordi Savall. Weltweit verbuchte das Festival 360.000 digital vorbeischauende Zuschauer. Dass die reduzieren Plätze im Opernhaus ausverkauft waren, versteht sich. Man darf getrost darauf wetten, dass sie es auch ohne die Reduzierung gewesen wären, und kann nur hoffen, dass im nächsten Jahr die praktische Überprüfung möglich wird.

Querbeet

von Reinhard Wengierek

Meine Fundstücke im Kunstgestrüpp: diesmal fünf furzende Iphigenien im Hochzeits-Tüll und dazu – nochmals – Gitarre, Hut und Hüftschwung von Dean Reed ...

Es ist ein Elend mit den Iphigenien von Aischylos bis Goethe: Sind sie doch untertänig, opferbereit, duldsam und noch dazu jungfräulich und literarisch hochtrabend. Schwer anschlussfähig heutzutage, diese männlichen Kopfgeburten. Umso erstaunlicher, dass gerade die Berliner Volksbühne sich ihrer annimmt, vornehmlich der von Euripides: „Iphigenie in Aulis“.

Ihre Story in groben Zügen geht so: Das Kriegsheer der Griechen, unterwegs nach Troja, sitzt durch Windstille fest in der Bucht von Aulis. Die Göttin Artemis jedoch lässt erst dann wieder blasen, wenn Feldherr Agamemnon (Susanne Wolff) seine Tochter Iphigenie (Vanessa Loibl) schlachten lässt. Mutter Klytaimnestra schimpft zwar (Paulina Alpen), doch das Mädchel fügt sich brav. Und stilisiert sich dazu als stramme Heldin: Ohne tödlichen Heroismus kein Sieg der Griechen; so viel Opfer müsse sein.

Die Location der familiären Auseinandersetzung zu Aulis ist ein luftiger, blumengeschmückter Tempel. Ein Idyll (Bühne: Jana Wassong), getaucht in bonbonfarbenes Licht, umspült von einem Planschbecken, versorgt mit Telefon und dekoriert mit einem entzückend unterhaltsamen Drei-Damen-Orchester (Bassklarinette, Posaune, Drums). Damit ist klar: So ganz ernst nimmt die Regisseurin Lucia Bihler die hochmögende Geschichte von klein-mädchenhafter Sterbelust und Selbstverleugnung schon mal nicht. Von ein paar scharfen O-Tönen des Euripides abge-

sehen, kaspert man sich fern jeglicher Ideologiekritik mit Trallala, Telefonieren, Slapstick und Witzeleien durch den Plot.

Doch das ist ja bloß das Vorspiel der ganzen Veranstaltung, die da heißt „Iphigenie. Traurig und geil im Taurerland“. Oder anders gesagt: Es ist der erste Teil eines „neomythologischen Diptychons“, das Lucia Bihler, Teresa Schergaut und Dramaturgin Hannah Schünemann sich ausgedacht haben zusammen mit der im Netz gerade wahnsinnig erfolgreichen Wiener Wahnsinnsautorin Stefanie Sargnagel – manche sagen auch: Dichterin der Wiener-Kaffeekloake.

Denn jetzt erst, im zweiten Teil, geht’s richtig zur Sache: Mit Sargnagels nicht unintelligentem, dafür rabiaten, heftig aus Heutigem kommenden Schlag gegen den Mythos. „Nach Aischylos, Euripides, Racine, Schiller und Goethe ist es Zeit für eine Kette rauchende, ungewaschene Weltikone, deren Schritt nach Brie riecht.“

Das Tempelchen ist nun nicht mehr pastellfarben, sondern wird von Neonlichtern grell umblitzt. Wenn es zuvor beim halbwegs gepflegten Griechen-Trash noch entfernt nach Moschus duftete, dann stinkt es jetzt ordentlich nach Käse. Und die zuvor himmlisch säuselnde Damenband dreht nun furios kratzend auf.

War man vorher, im Euripides-Mythos, zumindest ein ganz kleines bisschen hingegeben traurig, so ist man jetzt, unserer Zeit entsprechend, widerständig geil – leider nicht soo geil wie vermutet.

Immerhin, Iphigenie hat sich nunmehr verfünffacht (Vanessa Loibl, Susanne Wolff, Paulina Alpen, Emma Rönnebeck, Teresa Schergaut) für den revuehaften Auftritt als Atriden-Girlies im aufbauschenden Hochzeitstüll. So tobt denn eine weiße Wolke an der Rampe und schüttet kübelweise Fäkal-Sprech gegen jedwedes Patriarchale („Scheiße, Scheiße, Scheiße!) ins Publikum. Und dazu passend ein Lob des Furzes. Das die zynisch zotigen Emanzipations-Enthusiastinnen gleich mal ordentlich der Reihe nach akustisch durchexerzieren.

Zur Untermalung der gesammelten Wiener Sargnagel-Posts aus dem Netz, die sarkastisch oder lustvoll ekeleregend Weibchenbilder zerkloppen, wie sie beispielsweise lüsterne Kerle im Call-Center ablassen oder forsche Lifestyle-Feministinnen plakatierten („Ist Abnehmen feministisch? Mein Körper ist wie ein köstlicher Wackelpudding!“).

Also jede Menge Normen, kreischend zu Stinkekäse gemacht, der dann kreischend breitgetreten wird. Macht mal Spaß, riecht aber in der Häufung. Natürlich, die Regie meint, das alles sei gellend parodistisch, furchtbar provokant, schrecklich aggressiv. Ist es aber bloß stellenweise. Und bleibt ansonsten – um im Jargon zu pupen – ein laues Fürzchen.

Er hatte den geilen Blick, den geilen Hüftschwung, die zum Kampf geballte Faust, die Gitarre und seine revolutionär röhrende Stimme. Damit rockte er die Mädels, das Politbüro und die halbe DDR dazu: Dean Reed, der Cowboy aus Denver, Colorado.

Wie das: Ein US-Amerikaner in den 1970/80er Jahren als Polit-Star diesseits der Mauer hinter dem eisernen Vorhang? Mit mehr Platten als Manfred Krug?

Der wilde Kerl aus Western-Land, sozialisiert durch Vietnam, durch Chile, Freund von Fidel, Allende, Che, war ein glühender Aktionist, der schon mal eine USA-Flagge vom „Schmutz des Imperialismus“ reinwusch. Er glaubte an Gerechtigkeit, Völkerfreundschaft, Weltfrieden. Und diese Trias bestimmte den Inhalt seiner Songs, Lieder und Balladen, deren agitatorischer Grundton glaubhaft wurde vor allem durchs mitreißende Temperament des Sängers, seinen virilen Charme, seine Aura.

Den vornehmen, eher dissidentisch gefärbten Intellektuellen war der einst in Hollywood gescheiterte Schönling eher ein politischer Einfaltspinsel („Friedensflöte“), der die Realitäten verklärte und sich als Opportunist vereinnahmen ließ. Für Privilegien, für freies Reisen zwischen Ost und West und zurück (immerhin verstand er sich da – zu Recht – auch als „Brückenbauer“). Für beträchtliche Einnahmen eben als „roter Elvis“, als heißer Superstar und gellende Trompete für „Frieden und Sozialismus“. Und obendrein als Schauspieler und Regisseur beim DEFA-Film.

Dieser umtriebige Sonnyboy – „der Kommunismus kann auch singen“ – sorgte im sozialistischen Agit-Prop-Showgeschäft wie überhaupt im sozialistischen Unterhaltungsbetrieb mit

frischem Wind nebst einer Portion Poesie für die richtigen Botschaften und noch dazu für gute Laune im Land von Egon Krenz und Erich Honecker.

Doch der schillernde Kampfgenosse mit Western-Hut und Levis-Jeans (in der DDR zwei Mal verheiratet sowie Vater mehrerer Kinder), dieser scharfe Hecht („erst sex, dann politics“) hatte auch seine sensiblen, seine dunklen Seiten, in denen insgeheim die Zweifel keimten am reinen Rot Und weiter wuchsen mit dem Erscheinen Gorbatschows, mit Glasnost und Perestroika. Das ging so weit, dass er die DDR als faschistoid brandmarkte, natürlich nicht öffentlich. Eine Schaffens- und Glaubenskrise wucherte, trieb ihn schließlich 1986 – die Stasi wird wohl auch getrieben haben – in den Selbstmord im Zeuthener See. Sein Anklage-Abschiedsbrief an die SED-Zentrale, an den Genossen Eberhard Fensch, blieb freilich unter Verschluss, kam erst nach 1990 ans Licht. „Freiheit für alle! – Ich werde euch fehlen!“, so sein Ruf aus dem Grab.

Diese Geschichte eines begabten Burschen aus der Provinz, der es aus dem Pferdesattel in den Stardust schafft, der einen enormen Emanzipationsprozess durchsteht und um die Welt kommt, dieses spektakuläre Künstlerleben zeichnet in groben Zügen, doch mit viel Feingefühl – die wieder sensationell innovative Neuköllner Oper zu Berlin nach. In ihrer frech unterhaltsamen, dabei klugen, sehr nachdenklich stimmenden Reed-Revue mit dem trefflichen Titel „Iron Curtain Man“.

Texter Lars Werner und Regisseur Fabian Gerhardt haben das Drama ihres gebrochenen Helden, den Ideale befeuern und Realitäten kaputt machen, mit Charme, Witz und, ja schon, mit heiligem Ernst auf die neuralgischen Punkte gebracht – mit nicht nur ohrwurmhaften, sondern auch dramatischen Musiken von Claas Krause und Christopher Verworner, wobei Krause auch die formidable Band führt.

Und hier die Blumen für das zwischen Satire, Kabarett, nüchterner Ansage und Show gekonnt hin und her wechselnde, chorisch oder solistisch singende, spielende, tanzende Ensemble: Frédéric Brossier, Raphael Dwinger, Sophia Euskirchen, Franziska Junge, Claudia Renner, Meik von Severen.

Was. Eine schwedische Sommergeschichte

von Eckhard Mieder

Als ich sieben Tage bei Amal lebte
in einer Hütte im Wald am Vänern (morgens und abends
sprang ich in den See, als lebte ich
das Leben einer Robbe) –, da war ich
sehr glücklich.

Ich weiß bis heute nicht, warum das so war.
Meine Frau war nicht bei mir. Mein Bruder
war grad gestorben. Das Auto stand in der Werkstatt
in der Stadt Amal: Die Kupplung musste ersetzt
und die neue aus Rüsselsheim geschickt werden.

Sieben Tage. Sechs Nächte. Ich schrieb
an der Trauerrede für meinen Bruder. (Er ist
über einem Wald in Polen mit dem Segelflugzeug abgestürzt.)
Ich schrieb dies und das, fuhr mit dem Leihwagen
hierhin und dorthin. Ich war jeden Tag Robbe.

Am Hafen in Amal trank ich Bier. Im Systembolaget
und im ICA besorgte ich, was ich
für den Abend brauchte: an dem ich an einem Tisch saß,
der wackelte, das Fenster, schaute ich auf,
schnitt ein Rechteck aus dem See –,

der Himmel war wie überall.
Warum war ich glücklich in diesen Tagen
und Nächten, in denen nur geschah,
was immer geschieht: Jemand stirbt,
jemand ist nicht da, etwas
ist kaputt?

Die Vielheit des Denkens – Walter Benjamin

von Mathias Iven

Niemand in dem kleinen Fischerdorf Port Bou wusste so genau, um wen es sich bei dem am 26. September 1940 Verstorbenen handelte. Das Kirchenbuch des Ortes an der spanisch-französischen Grenze verzeichnete irrtümlich einen „Dr. Benjamin Walter“, gestorben an einer Hirnblutung ...

Es gibt schon einige dem Leben Walter Benjamins gewidmete Biografien. Doch nun endlich, sechs Jahre nach der Erstveröffentlichung bei Harvard University Press, liegt die derzeit umfassendste und ohne Zweifel beeindruckendste Arbeit zu seinem Leben und Werk auch in deutscher Sprache vor. Howard Eiland und Michael W. Jennings, die als Herausgeber und Übersetzer wesentlich zur Verbreitung von Benjamins Schriften im englischen Sprachraum beigetragen haben, liefern auf mehr als 1000 Seiten nicht nur eine bis ins kleinste Detail gehende, äußerst lesenswerte Lebensbeschreibung. „Diese Biographie“, so die Autoren, „hat sich eine weiter gespannte Behandlung zum Ziel gesetzt, indem sie streng chronologisch vorgeht und den Fokus auf die tagtägliche Realität legt, aus der Benjamins Schreiben erwächst; zudem will sie einen intellektuell-historischen Kontext für seine wichtigsten Werke liefern.“ Ist es doch gerade dieser Kontext, den wir Heutigen mehr und mehr aus den Augen verlieren.

Die schon oft gestellte Frage, warum Benjamins Texte auch Jahrzehnte nach seinem Tod nicht nur die Gelehrtenwelt faszinieren, lässt sich nicht allein durch die Kraft seiner Ideen oder seine gestochene Ausdrucksweise erklären. Da ist zum einen die ihm eigene Form des schreibenden Denkens, seine „aphoristische Prosa, die philosophische Analyse mit einer konkreten Bildersprache verbindet und so einen unverwechselbar persönlichen und kritischen Darstellungsstil hervorbringt“. Und da ist zum anderen seine von Strömungen unabhängige Herangehensweise, die er in einem Fragment gebliebenen, an seinen Freund Gershom Scholem gerichteten Brief im April 1934 so umschrieb: „Du weißt doch sehr gut, daß ich [...] immer meiner Überzeugung gemäß, geschrieben habe, nie aber [...] den Versuch gemacht habe, das widerspruchsvolle und bewegte Ganze, das meine Überzeugungen in ihrer Vielheit ausmachen, zum Ausdruck zu bringen.“

Woher rührte diese Überzeugung? Wie fand Benjamin zu seinen Themen? Nehmen wir nur die Begriffe der „Aura“ und des „Sammlers“ oder das ihn bis zuletzt beschäftigende Phänomen der Erinnerung.

Durch die Anstellung des Vaters in „Rudolph Lepke’s Kunst-Auctions-Haus“, das bis 1912 in der Berliner Kochstraße ansässig war, kam Walter Benjamin schon früh mit den Fragen nach Original, Kopie, Fälschung oder Reproduktion in Berührung. Möglicherweise führte gerade dies

zu seinen späteren Überlegungen zum Begriff der „Aura“, der erstmals am 18. Dezember 1927 in den zu seinen Lebzeiten unveröffentlichten „Protokollen zu Drogenversuchen“ auftauchte. Wenn auch nicht von ihm, sondern aus der mystischen Tradition stammend, gehört er bis heute zu den meistdiskutierten Begrifflichkeiten in Benjamins Werk. So charakterisierte er die „Aura“ als ein „sonderbares Gespinst von Raum und Zeit: einmalige Erscheinung einer Ferne, so nah sie sein mag“. So geschehen in dem 1931 publizierten, durch den Kontakt zu László Moholy-Nagy und das freundschaftliche Verhältnis zu den Fotografen Sasha Stone und Germaine Krull beeinflussten Artikel „Kleine Geschichte der Photographie“ sowie in seinem großen, 1936 in der *Zeitschrift für Sozialforschung* erschienenen Aufsatz „Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“. Und in seiner Arbeit „Über einige Motive bei Baudelaire“ ergänzte er 1939: „Die Aura einer Erscheinung erfahren, heißt, sie mit dem Vermögen belehnen, den Blick aufzuschlagen.“ Anders ausgedrückt: Es geht um die Echtheit, Einmaligkeit und zugleich Unnahbarkeit von Objekten und ihrer Wahrnehmung.

Ein weiterer Benjamin prägender Umstand war sicherlich die von seinem Vater zusammengetragene Kunstsammlung, die einerseits zum Ausgangspunkt für die Sammelleidenschaft des Sohnes wurde und andererseits die Inspiration für dessen theoretische Beschäftigung mit der Figur des Sammlers lieferte, wie sie uns in mehreren Arbeiten, vor allem aber in Benjamins unabgeschlossenem *Passagenwerk* entgegentritt. Und schließlich ist noch ein drittes Moment zu nennen: das Phänomen der Erinnerung. Ab März 1926 hielt sich Benjamin erstmals für mehrere Monate in Paris auf. Gemeinsam mit seinem Freund Franz Hessel arbeitete er dort an der von ihm zuweilen als „unproduktive Beschäftigung“ empfundenen Übersetzung des zweiten und dritten Bandes von Prousts Mammutwerk „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“. „Ich fühlte“, hatte er bereits im Juli 1925 Gershom Scholem mitgeteilt, „sehr Verwandtes, sooft ich von seinen Sachen etwas las.“ Welchen Einfluss Prousts Romanzyklus auf Benjamin ausübte, hat Lorenz Jäger in seiner 2017 vorgelegten Biografie so zusammengefasst: „Ohne Prousts Suche nach der verlorenen Zeit wäre Benjamins ‚Berliner Kindheit‘ so wenig denkbar wie sein letzter Essay über Baudelaire aus dem Sommer 1939 [...]. Aber auch die ‚Passagen‘ waren ein – ins Objektive gespiegelter – Prozess der Erinnerungen.“

Erinnern wir uns gemeinsam mit Walter Benjamin und werfen einen Blick zurück in seine Kindheit, die zu einem gewissen Teil auch mit Potsdam und dem damaligen Neubabelsberg verbunden war. Denn über viele Jahre hinweg entfloh die Familie Benjamin der sommerlichen Hitze Berlins und suchte im Umland Ruhe und Entspannung. In seinen 1931/32 begonnenen, in mehreren Fassungen überlieferten Aufzeichnungen unter dem Titel „Berliner Kindheit um neunzehnhundert“ dachte Benjamin mehrfach an diese unbeschwernten Zeiten zurück. Dabei ging es ihm weniger um die Chronologie der Ereignisse: „Denn die Autobiographie hat es mit der Zeit, dem Ablauf und mit dem zu tun, was den stetigen Fluß des Lebens ausmacht. Hier aber ist von einem Raum, von Augenblicken und vom Unstetigen die Rede.“

In dem Kapitel „Pfauneninsel und Glienicke“, 1938 in der von Thomas Mann und Konrad Falke herausgegebenen Zeitschrift *Maß und Wert* veröffentlicht, schilderte er das Gefühl bei der Ankunft im sommerlichen Paradies: „Der Sommer rückte mich an die Hohenzollern heran. In Potsdam waren es das Neue Palais und Sanssouci, Wildpark und Charlottenhof, in Babelsberg das Schloß und seine Gärten, die unseren Sommerwohnungen benachbart waren. [...] Als ich absprang, war es mit der Gewißheit, daß für diesen Sommer Kohlhasenbrück mit seiner Bahnstation, der Griebnitzsee mit den gewölbten Lauben, die zu den Landungsstegen niedergleiten, Schloß Babelsberg mit seinen ersten Zinnen und die duftenden Bauergärten von Glienicke durch die Vermählung mit der Hügelwelle so mühelos in meinen Schoß gefallen seien wie Herzogtümer oder Königreiche durch Heirat an die kaiserliche Hausmacht.“

Und noch ein Abschnitt aus der „Berliner Kindheit“ soll zitiert werden. Im Mittelpunkt der im Februar 1933 in der *Frankfurter Zeitung* veröffentlichten Erinnerungen an die „Schmetterlingsjagd“ steht der Brauhausbürg. Für Benjamin, als er daran zurückdachte, war dieser Name zunächst nur ein „Wort, das seit Jahrzehnten nie mehr mir zu Ohren noch über meine Lippen ge-

kommen ist. Es hat das Unergründliche bewahrt, womit die Namen der Kindheit dem Erwachsenen entgegneten. Langes Verschwiegenwordensein hat sie verklärt. [...] Aber der Name hat alle Schwere verloren, enthält von einem Brauhaus überhaupt nichts mehr und ist allenfalls ein von Bläue unwitterter Berg, der im Sommer sich aufbaute, um mich und meine Eltern zu behausen. Und darum liegt das Potsdam meiner Kindheit in so blauer Luft, als wären seine Trauermäntel oder Admirale, Tagpfaunaugen und Aurorafalter über eine der schimmernden Emailen von Limoges verstreut, auf denen die Zinnen und Mauern Jerusalems vom dunkelblauen Grunde sich abheben.“

Howard Eiland und Michael W. Jennings: Walter Benjamin – Eine Biographie. Aus dem Englischen von Ulrich Fries und Irmgard Müller. Suhrkamp Verlag, Berlin 2020, 1021 Seiten mit 36 Abbildungen, 58,00 Euro.

Erlesenes – Über einen Friedhof, Verschwörungstheorien und Pandemieängste

von Wolfgang Brauer

Prominenten Verblichenen statten wir gerne einen Besuch ab. Geben doch ihre Grabstätten trefflichen Anlass, über den Lauf der Zeiten und die Vergänglichkeit des Ruhmes zu reflektieren und dem oder der einen oder anderen wahlweise eine Ackerdistel oder eine Rose in das leider verschlossene Grab wenigstens symbolisch legen zu können. Geradezu prädestiniert für solche Spaziergänge scheint in Berlin der Dorotheenstädtische Friedhof an der Chausseestraße zu sein. Über dessen Geschichte haben der Landschaftsarchitekt Martin Ernerth und der Kunsthistoriker Jörg Kuhn ein hervorragend ausgestattetes Buch herausgegeben.

Die Anlage ist inzwischen über 250 Jahre alt und ein „Muss“ für jeden, der Berliner Kulturgeschichte im Komprimat erleben möchte. Unsere Museen geben das leider nicht her. Da der „Dorotheenstädtische“ ein „ganz normaler Gemeindefriedhof“ ist, wie der Theologe Giselher Hicckel etwas tollkühn behauptet, ist es zum Verständnis dieses Friedhofs hilfreich, dass sich Jörg Kuhn nicht nur zur Geschichte der Anlage selbst, sondern auch zur Geschichte der Dorotheenstädtischen und der Friedrichwerderschen Gemeinde äußert. Giselher Hicckel erzählt auf angenehm zu lesende Weise, wie nach 1945 aus einem Gemeindekirchhof, auf dem auch Prominente lagen, ein Prominentenfriedhof wurde, auf dem auch Gemeindeglieder liegen. Hier sei nur so viel verraten: Schuld ist Bertolt Brecht. Mit dem fing es an. In der Folge zeigte sich der Gemeindegemeinderat immer offen gegenüber den Empfehlungen der Akademie der Künste. Das scheint auch heute noch so zu sein. Damit ist die Frage nach dem Sinn von Kunstakademien geklärt.

Mir hat der Band geistigen Gewinn und intellektuelles Vergnügen gewährt. Wenn Sie nach der Lektüre die sich „etwas eng beieinander gelegt“ habende, „ungemein gediegene, charaktervolle Gesellschaft“ – so Arthur Eloesser in einem köstlichen Feuilleton aus dem Jahre 1921 – besucht haben und die Schwermut Sie in die Gruft zu treiben droht, dann schlüpfen Sie doch einfach durch die kleine Pforte rechterhand auf dem Wege zum Ausgang Chausseestraße. Sie kommen dann auf den Französischen Friedhof. Da ist es entschieden lustiger, da liegen die Spaßmacher und Komödianten.

Martin Ernerth / Jörg Kuhn (Hg.): Der Dorotheenstädtische Friedhof. Prominente Geschichte in der Mitte Berlins. Verlag für Berlin-Brandenburg, Berlin 2019, 184 Seiten, 20,00 Euro.

*

Überhaupt nicht spaßig ist die überbordende Zunahme von Irrationalismen, die unter dem Stichwort „Verschwörungstheorien“ einzuordnen sind. Wer meint, dahinter steckten nur die harmlosen Irren in den Alu-Hüten, irrt gewaltig. Die „jüdische Weltverschwörung“ findet immer noch – oder schon wieder – raunende Anhänger in wachsender Zahl. Und die wissen genau, „wer dahinter steckt“! Die Bandbreite der „Impfgegner“ wiederum reicht von schlichten Angsthasen über naturwissenschaftlich Halbgebildete bis zu hartnäckigen Anhängern der These, der „Impfzwang“ wäre nur ein billiger Trick Außerirdischer, die über ihre Helfershelfer in den Pharmakonzernen Kontrolle über die Menschheit zu erlangen suchten. Und dann gibt es noch die große Zahl jener, die meinen, hinter allen Übeln steckten Bill Gates oder Putin, die Chinesen, die CIA, der Mossad oder der Islam. Die Reihe ließe sich beliebig verlängern. Richtig gefährlich wird es, wenn diese Auffassungen anfangen, Massen zu bewegen und politisches Potenzial zu entfalten.

Aber Vorsicht vor zu großer Arroganz! Natürlich gab und gibt es Verschwörungen in Politik und Wirtschaft. Natürlich gab und gibt es in den Wissenschaften Kartellbildungen, die mit allen Mitteln versuchen, die von ihnen vertretenen „Lehrmeinungen“ vor den Gefahren neuer Fragen, ganz zu schweigen von denen anderer Antworten, zu bewahren. Aber in direkter Proportionalität zur Menge des von der Menschheit aufgehäuften Wissens scheint das Unvermögen zu wachsen, damit umzugehen. Die Sehnsucht nach dem Einfachen, Überschaubaren wird immer größer. Der ästhetische Minimalismus findet seine Entsprechung in intellektueller Schlichtheit. Von hier ist es nicht weit zu einer Art „neuer Religiosität“ ohne Kirchen, auch ohne Gott. Seit Beginn der Neuzeit tauchen solche Strömungen in Krisen- und Umbruchzeiten immer wieder auf.

„Religionen und Verschwörungstheorien eint die Vereinfachung von Ursache und Wirkung, die Entrückung der eigentlich Handelnden auf eine höhere Ebene sowie Regeln und Anleitungen dazu, was zu tun ist, um Sicherheit zu erlangen.“ So formuliert es der Physiker Holm Georg Hümmler in seinem Buch über „Verschwörungsmysmen“ – als Naturwissenschaftler versucht er absichtsvoll den Begriff Theorie zu vermeiden. Dieser impliziert immer den experimentell nachvollziehbaren und wiederholbaren Beweis. Hümmler setzt hinzu, dass der Glaube an „Verschwörungstheorien“ im Unterschied zur Religion fast nie positive Projektionsflächen biete und letztlich negativistischer sei „als die Mehrzahl der Religionen“.

Der Autor untersucht Substanz und Funktionsweise von Verschwörungsmysmen unter anderem am Beispiel der Terroranschläge vom 11. September 2001, der Leugnung der Mondlandungen und der HAARP-Erdbebenmaschine. Natürlich wendet er sich auch den „Chemtrails“ zu sowie den nicht nur unter Anhängern der Neuen Rechten Mode gewordenen Visionen von Hitlers Flugscheibe und dem „Neuschwabenland-Mythos“. Der Zweifel an der Kugelgestalt der Erde – oder wahlweise der Glaube an unseren Planeten als Hohlkörper mit darin befindlicher „Gegenerde“ – ist letztlich nur das Sahnehäubchen auf die Anhäufung von Absurditäten, mit denen sich der Autor auseinandersetzt.

Hümmler gehört zu den Unermüdlichen, die immer noch auf die Kraft von Aufklärung und Rationalität setzen, er ist Mitglied der Gesellschaft zur Wissenschaftlichen Untersuchung von Parawissenschaften e.V. (GWUP). Deshalb gibt er am Ende seines Buches Ratschläge zum Umgang mit „Verschwörungstheorien“. Wir wollen gerne an die Wirksamkeit seiner Empfehlungen glauben, haben aber Zweifel, solange sich Politikerinnen und Politiker, Lehrerinnen und Lehrer und nicht zuletzt einige unserer Kolleginnen und Kollegen in den (von Bill Gates oder dem Kreml gesteuerten?) Medien ernsthaft auf die Prämissen dieser Leute einlassen. Hümmler macht das sehr vorsichtig am Beispiel der Chemtrails-Gläubigen deutlich. Die Vorsicht ist angebracht. In diesem Land kann man mit Mitteln des Rechts gegen (fast) alles vorgehen. Das nun keine Verschwörungstheorie, sondern täglich erlebbare Realität.

Holm Gero Hümmler: Verschwörungsmysmen. Wie wir mit verdrehten Fakten für dumm verkauft werden. S. Hirzel Verlag, Stuttgart 2019, 223 Seiten, 19,80 Euro.

*

Täglich erlebbar sind derzeit geradezu irrationale Ängste angesichts der COVID-19-Pandemie. Sie sind der Boden, auf dem nicht zuletzt Verschwörungstheorien gedeihen. Steven Taylor – kli-

nischer Psychologe an der University of British Columbia in Vancouver, Kanada – hat die Pandemien des 20. und des beginnenden 21. Jahrhunderts hinsichtlich ihrer psychologischen Begleitumstände untersucht. Sein Fazit: Regelmäßig vernachlässigten die Gesundheitsbehörden „die Rolle psychologischer Faktoren bei pandemiebezogenen Infektionen“. Das war bei der Spanischen Grippe 1918-1920 so, das ist bei COVID-19 nicht anders. Dabei ist ein verantwortungsbewusster Umgang mit diesen Faktoren eine wesentliche Voraussetzung wirksamer Pandemiebekämpfung, die eben nicht nur auf faktisch (gesundheits-)polizeistaatliche Methoden setzt. Taylor hat sein Buch vor Ausbruch dieser Pandemie geschrieben. Es liest sich wie eine 1:1-Analyse der jetzigen Situation und ist auch Nicht-Gesundheitspolitikern zur Lektüre empfohlen.

In der aktuellen Ausgabe von *Lettre INTERNATIONALE* berichtet der Sozialanthropologe Alex de Waal („Pathogen und Politik“) vom – von Epidemiologen so nicht erwarteten – Rückgang der Ebola-Seuche in Westafrika 2014. De facto ist das eine Bestätigung der Empfehlungen Taylors.

Steven Taylor: Die Pandemie als psychologische Herausforderung. Ansätze für ein psychosoziales Krisenmanagement, aus dem Englischen von Jürgen Schröder. Psychosozial-Verlag, Gießen 2020, 185 Seiten, 19,80 Euro.

Aus Georg Seidels Nachlass

von Manfred Orlick

Dem Dramatiker Georg Seidel war nur eine kurze Schriftstellerkarriere vergönnt; häufig wurde er mit Heiner Müller oder Volker Braun verglichen. Der Literaturwissenschaftler Wolfgang Emmerich lobte ihn sogar in seiner „Kleinen Literaturgeschichte der DDR“ als hochbegabten Autor, bedachte ihn aber nur mit wenigen Zeilen. Im „Metzler Lexikon der DDR-Literatur“ findet man Seidels Namen nur versteckt unter einem Eintrag zum „Prager Frühling“. An dieser Geringschätzung hat sich in der Literaturforschung bis heute nicht viel verändert.

Geboren am 28. September 1945 in Dessau, gelernter Werkzeugmacher, ab 1968 Bühnenarbeiter am Dessauer Theater. Aufgrund seiner Verweigerung des Wehrdienstes mit der Waffe wurde er von der Ingenieurschule Karl-Marx-Stadt exmatrikuliert; danach musste er als Bausoldat seinen Dienst leisten. Ab 1973 arbeitete Seidel als Beleuchter bei der DEFA und ab 1975 am Deutschen Theater Berlin, nach 1982 schließlich als Mitarbeiter in der Dramaturgie. Seit 1987 schlug er sich als freischaffender Autor durch, bis Seidel am 3. Juni 1990 einem Krebsleiden erlag, ohne die erfolgreiche Uraufführung seines letzten Theaterstücks „Villa Jugend“ am Berliner Ensemble noch zu erleben. So die knappe Aufzählung seiner Lebensstationen.

Anlässlich des 75. Geburtstags des Autors ist im Quintus-Verlag ein Sammelband mit Texten aus dem Nachlass erschienen, darunter zahlreiche bisher unveröffentlichte Texte. Erstmals wird Seidel auch als Lyriker und Verfasser programmatisch-kluger Reflexionen über Literatur und Theater vorgestellt. In den „Notaten zum Theater“ formulierte Seidel, der sich stets als „schreibender Bühnenbeleuchtungsarbeiter“ sah, die künstlerischen Ansprüche an eigene Stücke: „Ein Theaterstück gehört auf die Bühne oder ins Feuer geworfen. Aber das entscheidet weder der Autor noch irgendwelche Dramaturgen. Bühne oder Feuer, das entscheidet die Qualität des Stückes selbst (Fehlentscheidungen können nicht als Gegenargumente benutzt werden).“

Seidels Nachdenken über das Theater basiert vor allem auf der eigenen Erfahrung: „Das Theater ist keine Besserungsanstalt, aber solange das Spiel dauert, bringt es Menschen, die sich in den Räumen des Theaters befinden, in eine andere Situation. Heute ‚King Lear‘, morgen ‚Charlies Tante‘. Wir haben kein absurdes Theater, aber wir haben absurde Spielpläne und die Gespräche mit dem Henker finden auf der Unterbühne statt.“ In einem fiktiven Gespräch „Wer heute nicht dem Konflikt ausweicht, den hält man für einen Idioten“ formuliert Seidel, was ihn am Theater fasziniert: „Der Raum, der aus Sprache gemacht ist. Und in diesem Raum stehen

Menschen und sie rufen sich gegenseitig zu: Wimmere nicht, lebe mit deinen Gebrechen, lass dir nichts vormachen, lass dich nicht totschiessen und schlage andere nicht tot.“

Neben einem Filmexposé und Tagebuchnotizen versammelt der Band einige ausgewählte Stücke und Szenen. In „Brudermord“ streiten Kain und Abel über den Wert ihrer Arbeit als Akkerbauer und Schafhirte. Abel verteidigt zwar Kunst und Schönheit, „die wir mehr brauchen als den Pflug, der alles zerstört“, doch am Ende unterliegt er Kain im Zweikampf. Im Mittelpunkt der Neuerscheinung steht ein „Dramaturgischer Vorschlag zur bevorstehenden 750-Jahr-Feier Berlins 1987“, in dem Seidel unter anderen Napoleon, Friedrich II., Turnvater Jahn, Johannes Itten, Rudi Dutschke, Kurt Schwitters sowie Hitler mit Eva Braun auftreten ließ. Die groteske Szenenfolge zum Berlin-Jubiläum, die sich auch mit den gesellschaftlichen Entwicklungen der zerfallenden DDR auseinandersetzt, überspannte 200 Jahre Berliner Geschichte bis zum Abriss der Berliner Mauer, den der Autor bereits zwei Jahre vor dem tatsächlichen Ereignis vorwegnahm. Das außergewöhnliche Stück wartet allerdings bis heute auf eine Uraufführung. Auch die anderen Stücke Seidels wurden nach der Wende kaum noch gespielt.

Georg Seidel: Klartext: Bühne oder Feuer – Szenen, Gedichte, Prosa und Skizzen aus dem Nachlass, in Verbindung mit der Akademie der Künste hrsg. von Kristin Schulz. Quintus-Verlag, Berlin 2020, 176 Seiten, 20,00 Euro.

Graf Douglas, Ralswiek

von Dieter Naumann

Zwei Jahre vor seinem Tod, nämlich 1910, erschienen in der Schriftenvertriebsanstalt G.m.b.H. Berlin die „Lebensbetrachtungen“ von Hugo Sholto Oskar Georg von Douglas, gewidmet „Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Auguste Viktoria“. In 616 Sätzen äußerte Douglas die Gedanken „eines langen inhaltsreichen Lebens“ zu sechs ihm wichtig erscheinenden Lebensbereichen: I. Familie, Ehe, Erziehung, II. Freundschaft, Glaube, Liebe, Schicksal, III. Charaktereigenschaften, IV. Arbeit und Pflicht, V. Unterhaltung, Wissen, Allgemeines und VI. Politisches. Adressaten waren zum einen ihm nahestehende Personen, insbesondere seine Angehörigen, von denen er „richtig verstanden“ werden will, wozu seine Aufzeichnungen dienen sollten. Zum anderen wandte er sich auch an seine Zeitgenossen, vor allem „diejenigen..., die in der Lösung von Aufgaben, auf die hier mehrfach hingewiesen wird, ihre Bestimmung hinieden erkennen“.

Man mag ihm gern glauben, dass ihn der Wunsch vieler Freunde zum Druck dieses Buches veranlasst hatte, von dem er erwartete, dass es „guter, treuer Berater“ und „Tröster in schweren Stunden“ sein könne. Es blieb bei der Vielzahl der Denk- und Sinnsprüche nicht aus, dass darunter auch Banalitäten zu finden sind. Douglas selbst schrieb, dass er keine philosophischen Probleme lösen, sondern „klare Wahrheiten... schlicht zum Ausdruck“ bringen wolle.

Ein kurzer Blick auf die Biografie des Grafen erklärt einige seiner Aussagen in den „Lebensbetrachtungen“: Der 1837 geborene Hugo Sholto von Douglas entstammte dem alten schottischen Adelsgeschlecht, wohl aus den Central Lowlands. Seine Familie verließ ihre Heimat aus religiösen Gründen und siedelte sich zunächst in Aschersleben an, wo sein Vater Georg Gustav Douglas (1798 – 1877) Bürgermeister und Kohlegrubenbesitzer war und Hugo Sholto Douglas auch geboren und später Ehrenbürger wurde. Er führte in Westeregeln bei Staßfurt ein Kaliwerk („Douglashall“), das ihm schnell Geld einbrachte. 1886 wurde Douglas durch Kaiser Wilhelm I. in den Freiherrn- und 1888 durch Wilhelm II. in den preußischen Grafenstand erhoben. Weniger bekannt ist Douglas als Stammkapitalgeber der Firma „Tropon“ (1897 gegründet), die bis in die 1970er Jahre nach einem englischen Patent aus Fleischresten eine eiweißhaltige Nahrungsergänzung herstellte. Henry van de Velde stellte für die Firma Plakatentwürfe im Jugendstil her.

Graf Douglas war nach dem Hause Putbus und dem Stralsunder Kirchen- und Klosterbesitz mit 2926 Hektar Gesamtfläche größter Grundbesitzer der Insel Rügen, er erwarb neben Ralswiek, das er 1891 von Familie von Barnekow kaufte, unter anderem die in der Umgebung von Bergen liegenden Güter Teschvitz, Gnies, Wall, Jarnitz, Buschvitz, Pulitz und Stedar.

Douglas engagierte sich im Kampf gegen den Alkoholmissbrauch; folglich befassen sich einige seiner Sentenzen mit diesem „gefährlichsten und unbarmherzigsten Erbfeind unseres Volkes“, der zum dauernden Elend tausender Familien geführt habe, aber dennoch unbeachtet bleibe, weil er alltäglich sei, nichts Interessantes biete und sich in der Stille vollziehe. Douglas fordert, „der Trunksucht nicht länger ein ersessenes Bürgerrecht [einzuräumen]“.

Er initiierte den Deutschen Samariterbund als Zentralstelle für das Samariterwesen, setzte sich für menschenwürdige Arbeiterwohnungen ein (so ließ er die alten rohrgedeckten Landarbeiterkaten in Ralswiek abreißen und durch Ziegelbauten ersetzen) und wurde 1907 anlässlich seines 70. Geburtstages für sein soziales Engagement mit der Ehrendoktorwürde für Medizin durch die Universität Halle und für Theologie durch die Universität Greifswald gewürdigt. In diesem Zusammenhang sind wohl Sinnsprüche zu sehen, dass viel Geld zu haben viel Zeit koste, „wenn man den moralischen Verpflichtungen genügen will, die ein großer Besitz auferlegt“, und dass Leute, die „am allerunempfindlichsten für die bitterste Note anderer sind, ein warmes Herz für ihre Gentüsse und ihren eigenen Geldbeutel [haben]“. In seiner Ausgabe vom 5. August 1911 meldete das *Rügensche Kreis- und Anzeigblatt*, der Graf habe für Ralswiek eine Gemeindegewerkschaft eingestellt. Sie habe im neu erbauten Obergärtnerhaus Wohnung bekommen. „Mit der Entscheidung wird den Bewohnern des Ortes eine besonders große Erleichterung gegeben, da sich die Gemeindegewerkschaft nun schneller um bestimmte Krankheits- und Pflegefälle kümmern kann. Das war vordem sehr beschwerlich.“

Bekannte Hinterlassenschaft des Grafen ist das 1893/94 oberhalb des alten Gutes im Renaissance-Stil von Gustav Stroh entworfene „Hohe Schloss am Meer“. Douglas übertrug Henry van de Velde den Umbau des Schlosses. Da der Graf 1912 verstarb, befassten sich sein Sohn Angus und dessen Frau Margarethe mit den Entwürfen van de Veldes, die 1913/14 ebenso wie der Verbindungstrakt zwischen Schloss und Marstall unter der Leitung des Stralsunder Baumeisters Franz Jühré verwirklicht wurden.

In einem seiner letzten Denksprüche hoffte Douglas, dass die aufkommenden Luftschiffe den Festungen und Kriegsschiffen ihre Bedeutung nehmen und dadurch die Gefahr der Bekämpfung der Völker schwinden könne. Er mahnte, „daß bei heutigen Erfindungen der Ausgang eines Krieges unberechenbar ist und das Ungeheuerlichste zur Folge haben dürfte“.

Ehre für einen Schmetterling

von Renate Hoffmann

Hohe Ehre! Und eine Laudatio obendrein, ehe er in seiner Metamorphose fortschreitet, um auf die kühle Jahreszeit vorbereitet zu sein. Die Tage beginnen nämlich kürzer zu werden, und die Schwalben fliegen schon davon. Die Rede ist vom „Grünen Brombeerzipfelfalter“, dem Schmetterling des Jahres 2020.

Klein und bescheiden, zart, zerbrechlich und wärmeliebend. Deshalb schätzt er milde Luft und die Sonne. Klug wie er ist, lässt sich der Schmetterling rechtwinklig zu ihr im Buschwerk nieder und schließt seine Flügel. – Das erste Wunder: Die Flügeloberseiten sind unscheinbar dunkelbraun gefärbt, die Flügelunterseiten aber glänzen in metallischem Grün, zum Teil mit kleinen weißen Punkten oder Streifen durchsetzt, goldschimmerig, je nach dem Lichteinfall, und an den Rändern fein gefranst. – Das zweite Wunder: Grüngetarnt entgeht der Falter den Feinden, wenn er in Wiesen und Heideflächen sitzt oder an trockenen, warmen Waldsäumen oder in Weißdorn- und Hartriegelbüschen. Den Nektar nippt der Anspruchslose an den vielen Arten der

Hahnenfußgewächse, an Klee, Weißdorn und Ginster. – Das dritte Wunder: Obgleich er unterseitig in Grün strahlt und auch „Grün“ heißt, gehört er zur Familie der „Bläulinge“ (Lycaenidae).

Nun sei auch, der Ordnung halber, sein wissenschaftlicher Name genannt: „*Callophrys rubi*“. Frei übersetzt bedeutet der Hauptname „schöne Stirn“, wohl, weil der Zipfelfalter eine grüne Stirn besitzt und weiß umrandete Augen. Sehr hübsch. Und da er weit verbreitet ist, gibt es für ihn auch auswärtige Bezeichnungen. „Green Hairstreak“ in England und „Fümrüt“ auf Türkisch. Mit seiner Flügelspannweite von 24 bis 28 Millimetern zählt man ihn im System zu den „Kleinen Faltern“, und da er des Nachts der Ruhe pflegt, zu den „Tagfaltern“.

Wenn das ätherische Wesen seine Flugzeit beendet hat, im Juni, Juli oder gar erst im August, dann legt es die Eier ab. Sie sind selbstverständlich grün und die schlüpfenden Raupen ebenso („Es grünt so grün, wenn Spaniens Blüten blühen.“). Sie fressen sich nun winterreif an Blüten, Blättern und Früchten verschiedener Kräuter, an Himbeeren, Heidelbeeren und auch an der Brombeere – „*Rubus*“ –, das erklärt den Beinamen „*rubi*“ des Brombeerzipfelfalters.

Haben sich die Unersättlichen satt gefressen, und die Tage sind noch kürzer geworden und die Schwalben endgültig davongeflogen, so wandeln sie sich in den Zustand einer Puppe. Diese zeigt nunmehr eine andere Farbe. Braun. Sie liegt im Moos verborgen, unter Steinen oder in der Erde vergraben. Leichtfertigerweise manchmal auch frei obenauf.

Nun folgt das vierte, das größte Wunder; nachgewiesen und über jeden Zweifel erhaben:

Die Puppe liegt im Erdreich drein
und schlummert in den Tag hinein.
Doch wenn ihr etwas nicht gefällt,
das sie für eine Störung hält,
dann zirpt sie auf besondere Weise
ganz leise ...
Glaubt mir, ich hab es selbst vernommen,
als ich ihr einst zu nah gekommen.

Florale Wunder

von *Alfons Markuske*

Ein Überleben an oder nahe dem Oberflächen-Nullpunkt, dem sogenannten Hypozentrum, der Explosion der US-Atombombe „Little Boy“ über Hiroshima am 6. August 1945 um 8.15 Uhr war praktisch ausgeschlossen, denn dort überschritt die Temperatur 4000 Grad Celsius, erreichte möglicherweise gar 6000 Grad. Und doch – eine Trauerweide (*Salix babylonica*) hat dieses Wunder zustande gebracht. Nur 370 Meter vom Hypozentrum entfernt und oberirdisch vollständig verbrannt, entwickelte sie sich aus ihrer Wurzel heraus völlig neu. „Eine Hymne an die alles überwindende Kraft des Lebens“, wie man in Japan formuliert.

Wer weiß denn sowas?

Zum Beispiel Stefano Mancuso, seines Zeichens Professor für Pflanzenkunde an der Universität Florenz, wo er dem *Laboratorio nazionale di Neurobiologia Vegetabile* vorsteht. Mancuso leidet darunter, dass „die Pflanzen dieser Welt“ in der Wahrnehmung durch den Menschen ein – und in diesem Fall ist die Metapher quasi wörtlich zu nehmen – Mauerblümchen-Dasein führen: „Niemand beachtet sie gebührend, sie werden kaum erforscht und wir wissen noch nicht einmal annähernd, wie viele es überhaupt gibt, wie sie funktionieren oder welche Eigenschaften sie besitzen. Und doch könnte ohne sie keines von uns Tieren überleben.“

Um diesem Missstand breitenwirksam entgegenzutreten hat der Wissenschaftler seinem vor einigen Jahren erschienenen Bestseller „Die Intelligenz der Pflanzen“ nun ein weiteres Opus folgen lassen, in dem er insbesondere von erstaunlichen Fortpflanzungs- und Verbreitungslei-

stungen unterschiedlichster Arten berichtet, denn „was ihre Besiedlungsfähigkeit betrifft, macht den Pflanzen kein anderer Organismus etwas vor“; sie haben im Laufe der Evolution „alle Weltgegenden“ erreicht.

Auch in Sachen Langlebigkeit finden sich im Reich der Flora, der römischen Göttin der Blüte, die eigentlichen Methusalems unter den Vertretern belebter Materie. Da macht die Langlebige Kiefer (*Pinus longaeva*), von der es in den kalifornischen White Mountains ein Exemplar auf satte 4800 Jahre bringt, nur den Anfang. In Schweden wurde im Jahre 2008 eine Gemeine Fichte (*Picea abies*) entdeckt, die dort bereits seit unfassbaren 9600 Jahren steht. Doch all dies ist nichts im Vergleich zu einer 45 Hektar umfassenden Kolonie der Amerikanischen Zitterpappel (*Populus tremuloides*) im heutigen Bundesstaat Utah, „die aus einem einzigen, seit über 80.000 Jahren existierenden genetischen Individuum besteht“. Demgegenüber ist der Sachverhalt, dass der Baum im englischen Grantham, Lincolnshire, von dem der Apfel fiel, der Newton zur Formulierung seiner Gravitationstheorie inspirierte, immer noch steht, eigentlich keiner gesonderten Erwähnung wert.

In seinem Buch setzt sich Mancuso nicht zuletzt kritisch mit Auffassungen, Initiativen, Organisationen und Maßnahmen auseinander, die das Ziel haben, die natürliche oder vom Menschen verursachte „Einbürgerung“ (Ansiedlung und dauerhafte Verbreitung) von Pflanzen aus fernen Regionen in hiesigen Habitaten zu verhindern, aufzuhalten oder gar rückgängig zu machen. Dabei werden die Fremdlinge mit dem Attribut „invasiv“ stigmatisiert. Es sei aber, so Mancuso, zum Beispiel praktisch unmöglich, „die Ansiedlung einer Pflanzenart auf das Gebiet eines botanischen Gartens zu beschränken“, und zum anderen wäre die heutige europäische Landwirtschaft ohne „invasive“ Pflanzen wie etwa Mais (aus Mexiko) ebenso wenig vorstellbar wie die hoch geschätzte italienische Küche ohne Tomaten (aus Mittel- und Südamerika) oder Basilikum (aus Indien). „Die invasiven Arten von heute“, hält Mancuso vor dem Hintergrund natürlicher Entwicklungsprozesse den Öko-Puristen unserer Tage entgegen, „sind die einheimischen von morgen. Würde diese Erkenntnis nur etwas mehr beherzigt, könnte das viele Dummheiten verhindern, die beim Versuch begangen werden, ihre Ausbreitung zu verhindern.“

Stefano Mancuso: Die unglaubliche Reise der Pflanzen, aus dem Italienischen von Andreas Thomsen. Klett-Cotta, Stuttgart 2020 (2. Auflage), 153 Seiten, 22,00 Euro.

Antworten

Michael Gwisdek, Mime und Regisseur – Dass Sie, dieser Tage 78-jährig verstorben, einem jüngeren Publikum vor allem durch Ihre Film- und Fernsehauftritte nach 1990 bekannt sind, liegt auf der Hand. In einem Nachruf heißt es: „Mit Filmen wie ‚Good Bye, Lenin!‘, ‚Boxha gener Platz‘, ‚Nachtgestalten‘ und ‚Oh Boy‘ war er ein Publikumsliedling. Auch im Fernsehen war er oft zu sehen: ob im ‚Tatort‘, bei ‚Bella Block‘ oder in ‚Donna Leon‘.“

Davor, also in der DDR, lagen ab 1973 unter anderem zehn Jahre erfolgreichen Engagements an der Berliner Volksbühne und danach am Deutschen Theater. Und Rollen in Filmen von Rainer Simon wie „Till Eulenspiegel“ oder „Jadup und Boel“. Auch eine Regieleistung (plus Hauptrolle neben Ihrer damaligen Frau Corinna Harfouch) wie der Streifen „Treffen in Travers“, für den Sie 1990 beim Nationalen Spielfilmfestival der DDR den Preis für den besten Film erhielten und bereits ein Jahr zuvor eine Einladung zum Filmfestival Cannes.

Noch in bester Erinnerung ist uns nicht zuletzt Ihr zusammen mit Henry Hübchen, Thomas Thieme, Winfried Glatzeder und Jürgen Prochnow 2017 abgeliefertes schauspielerisches Kabinettstückchen „Kundschafter des Friedens“.

Berühmt-berüchtigt auch fern von Set und Bühne waren Sie überdies für Ihre Berliner Koderschnauze, mit der Sie lästigen oder begriffsstutzigen Befragern gegebenenfalls Bescheid

stießen – wie noch 2019 in einem Interview mit der *B.Z.*: „Dit reicht mir jetzt! Wenn die DDR irgendwas erreicht hat, dann dass ich Nazis scheiße finde!“

Chapeau!

Sie werden uns fehlen.

Friedrich Merz, CDU-Spitzenamtsbewerber – Ihre Aussage „Wir müssen ein bisschen aufpassen, dass wir uns nicht alle daran gewöhnen, dass wir ohne Arbeit leben können“, hat Ihnen heftige Vorwürfe eingebracht – jedenfalls aus anderen als der eigenen Partei. (Das „Wir“ war ja wohl nicht ernst gemeint, Sie, der Sie sich selber bescheiden untertreibend als Angehöriger der „gehobenen Mittelschicht“ bezeichnen, haben selbstverständlich stets hart dafür gearbeitet.) Dabei haben Sie sich durchaus als würdig für die höchste Position in der CDU erwiesen, stehen Sie doch in der Tradition eines anderen Großen Vorsitzenden: Helmut Kohl warnte 1993 vor Deutschland als „kollektivem Freizeitpark“. Das empörte damals auch so manchen und die Gesellschaft für deutsche Sprache fand, es handele sich dabei um eines der Unwörter des Jahres. Doch Kohl wurde ungeachtet dessen erneut zum Parteichef und zum Kanzler gewählt. Ihre Aufstiegsaussichten – zumindest in der CDU – haben sich also kaum verschlechtert.

Walentina Tereschkova (83), aus dem Saal gebetene Abgeordnete – Eine tadelnde „nicht“, „gut“, „ja, ja, ja“ mussten Sie sich gleich auf der ersten Herbstsitzung der russischen Staatsduma vom Parlamentsvorsitzenden anhören. Sie mochten dem Ansinnen Wjatscheslaw Wolodins, die Sitzung zu verlassen, um sich vor dem Corona-Virus im Büro in Sicherheit zu bringen, nicht recht Folge leisten. Gewiss, Sie haben 1963 die Erde umkreist und als sowjetische Kosmonautin schon deutlich weiter entfernt ihre Arbeit gemacht. Doch eben deshalb sorgt sich das Hohe Haus: Eine Frau, die als erste ins All flog, gibt es in keinem anderen Parlament der Welt. Hören Sie auf den Vorsitzenden und Ihre Kollegen: Passen Sie auf sich auf!

Nikolaus Blome, journalistischer Wanderer zwischen *BILD*, *Spiegel* und *RTL* – Die *taz* bestätigte Ihnen unlängst, dass Sie „jetzt auch nicht gerade die intellektuelle Spitze des deutschen Politjournalismus besetzte[n].“ Dafür wurde Ihnen ein eifriges Streben nach Spitzenplätzen im Zitate-Ranking nachgesagt. Beides haben Sie jüngst wieder unter Beweis gestellt. In Ihrer *Spiegel*-Kolumne „Jetzt erst recht(s)“ lästerten Sie jüngst über Wladimir Putin: „Rein optisch wirkt der russische Staatschef wie ein Opfer fortgesetzt glückloser Gesichtschirungen.“ Dürfen wir damit rechnen, Sie demnächst als männlichen Kandidaten bei „Germany’s next Topmodel“ zu sehen?

Bemerkungen

Offener Brief für UN-Atomwaffenverbot

„Es gibt keine Heilung für den Atomkrieg. Prävention ist unsere einzige Chance.“ Mit diesem Fazit sind 56 ehemalige hohe westliche politische Verantwortungsträger jetzt in die Öffentlichkeit gegangen. In ihrem Offenen Brief heißt es unter anderem: „Als frühere Staatenlenker, Außenminister und Verteidigungsminister von Albanien, Belgien, Kanada, Kroatien, der Tschechischen Republik, Dänemark, Deutschland, Griechenland, Ungarn, Island, Italien, Japan, Lettland, den Niederlanden, Norwegen, Polen, Portugal, der Slowakei, Slowenien, Südkorea, Spanien und der Türkei – alles Länder, die den Schutz der Atomwaffen eines Verbündeten in Anspruch nehmen – appellieren wir an die derzeitigen Staats- und Regierungschefs, die nukleare Abrüstung voranzutreiben, bevor es zu spät ist.“ Und: „Es ist Zeit, die Ära unserer Abhängigkeit von Atomwaffen endgültig zu beenden. Im Jahr 2017 haben 122 Länder einen mutigen,

aber längst überfälligen Schritt in diese Richtung getan, indem sie den Vertrag über das Verbot von Kernwaffen verabschiedet haben –ein wegweisendes globales Abkommen, das Atomwaffen auf die gleiche rechtliche Grundlage stellt wie chemische und biologische Massenvernichtungswaffen und einen Rahmen dafür schafft, sie nachweislich und irreversibel abzurüsten. Mit seinem baldigen Inkrafttreten wird es rechtsverbindliches Völkerrecht.“

am

Zum Wortlaut des Offenen Briefes [hier klicken](#).

Die Hände der Gréco

von Peter Will

Ihr Hände –
Sich bewegende Zweige
Emporsteigen der Pappel
Windbewegt
Die Trauerweide
Schmerz bis in die Wurzeln

Sprache der Hände
Das Formen der Blume,
Wachsen des Lichts
Groß und herrlich
Die geöffneten
Weißen Rosen –
In ihnen Raum
Für die ganze Kugel
Erde,
Raum für den
Widerspruch Mensch

(19.3.1968)

*

Juliette Gréco, die Grande Dame des französischen Chansons gründete mit anderen 1947 den Nachtclub „Le Tabou“ in der Rue Dauphine im Pariser Künstlerviertel Saint-Germain des Prés. 1949 gab sie ihr Konzertdebüt im „Le Bœuf sur le Toit“, einem weiteren legendären Treffpunkt der Existenzialisten in Paris. Entdeckt wurde sie von Jean Paul Sartre, was sie selbst folgendermaßen geschildert hat: „Er sagte: Sie müssen singen, Sie haben eine schöne Stimme! Gleich für den nächsten Morgen bestellte er mich zu sich und suchte Texte für mich heraus. Er war es, der mich auf die Welt brachte.“

Zu ihren Gesprächspartnern in jungen Jahren zählten Picasso, Cocteau, Camus sowie weitere Künstler und Intellektuelle. Sie galt als „Muse der Existenzialisten“. Vor allem aber die dunkle Stimme der Gréco, ihr strenges Outfit – blasser Teint, pechschwarze Haare und schwarze Kleidung – sowie ihre Aura machten sie zu einem Weltstar. Der Melancholie ihrer Chansons erlagen Generationen, darunter in beiden Teilen Deutschlands.

Auch als Schauspielerin reüssierte sie. Insbesondere der Mystery-Mehrteiler „Belphégor oder das Geheimnis des Louvre“ sorgte Mitte der 1960er Jahre für zusätzliche internationale Popularität.

Über ihr Berliner Konzert im Rahmen ihrer Abschiedstournee im Jahre 2015 schrieb Christina Bylow in der *Berliner Zeitung*: „Das Publikum erhebt sich in Respekt vor einer Frau, die nie nur ein populärer Star war, sondern immer auch Unabhängigkeit und Intellektualität ausstrahlte, eine Diva mit Eigenschaften.“

Jetzt ist Juliette Gréco, 93-jährig und nach Édith Piaf und Barbara Brodi die letzte große Chansonnette Frankreichs, endgültig von der Bühne abgetreten. Der Schöpfer, vor dem sie nun steht, ist zu beneiden.

cf

Die „Bilderkirche“ von Speyer

In Speyer – als römische Gründung namens *Civitas Nemetum* eine der ältesten Städte Deutschlands – ist manches etwas anders. Der katholische Kaiser- und Mariendom romanischer Provenienz, für den die Stadt weithin berühmt ist und der Anfang des 19. Jahrhunderts von französischen Invasoren so weitgehend zerstört worden war, dass auch ein Abriss zur Debatte stand, ist heute in seinem Inneren von einer derartigen Schmucklosigkeit, ja Kargheit, wie sie üblicherweise für protestantische Gotteshäuser charakteristisch ist. Demgegenüber weist die nur einen Katzensprung entfernte barocke evangelische Dreifaltigkeitskirche eine nachgerade „katholische“ Bilderpracht auf: Beide Emporen an den Längsfronten des Kirchenschiffs sind mit insgesamt 74 farbigen hölzernen Bildtafeln geschmückt, die hölzernen Kreuzgewölbe mit weiteren 21 Deckengemälden – alle nach biblischen Erzählungen. Ein Fest auch für unchristliche Augen – [siehe hier](#).

Allerdings war diese Bilderwelt vor wenigen Jahren nur noch ein Schatten ihrer selbst – weitgehend verdeckt durch Kerzenruß und andere Luftverschmutzungen aus Jahrhunderten. Erst eine aufwändige mehrjährige, im Jahre 2018 abgeschlossene Restauration – die Kosten beliefen sich auf 1,6 Millionen Euro, zum Teil finanziert aus privaten Spenden – hat die ursprünglichen Bilder für das Auge des Betrachters wieder sichtbar gemacht.

In die Sanierung waren auch die Bestuhlung der Kirche und die technischen Installationen einbezogen worden. Nun harrt die große Orgel, die aus dem Jahre 1929 stammt und rein optisch zwar noch einen sehr passablen Eindruck macht, aber technisch praktisch nicht mehr spielbar ist, einer grundlegenden Erneuerung. Es wird mit Kosten von einer Million Euro gerechnet.

Hans-Peter Götz

Protestantische Dreifaltigkeitskirchengemeinde Speyer, Holzmarkt 1, 67346 Speyer; Öffnungszeiten für Besichtigungen im Internet.

Sprach-Torheiten

Pläne, Gesetze, Reformen, Preiserhöhungen ... alles Mögliche wird heute „auf den Weg gebracht“. Die Wendung ist zur sprachlichen Allzweckwaffe geworden. Auch Solarparks und ganze Stadtentwicklungsgebiete sollen schon auf den Weg gebracht worden sein. Neulich las man bei [zeit.online](#): „Vor dem Führungstreffer blieb M.G. bei seinem Versuch, ein Tor auf den Weg zu bringen, ... erst mal hängen.“ Wozu soll so ein Tor auf dem Weg überhaupt nützlich sein? Da steht oder liegt es nur herum und unschuldige Spaziergänger oder Radfahrer verfangen sich womöglich im Netz. Aus dem Weg mit dem (Sprach)Müll!

ah

... da helfen keine Pillen!

Woran man merkt, dass jemand irreparabel bescheuert ist? Vielleicht daran, dass der Betreffende oder die Betreffenden dazu auffordern, das Wort „Ausländer“ wegen seines Diskriminierungsgehaltes nicht länger zu verwenden und stattdessen von „Einwohnenden ohne deutsche Staatsbürgerschaft“ zu sprechen. Oder daran, dass bei denjenigen selbst das Wort „schwarz“ in postkolonialen Verschiss geraten ist, weswegen Begriffe wie „schwarz fahren“ oder „anschwärzen“ nunmehr ebenfalls verpönt seien. Die Alternativen lauten in diesen Fällen „Fahren ohne gültigen Fahrausweis“, respektive „nachsagen/melden/denunzieren“.

Alles und noch viel mehr ist im neuen Sprachleitfaden für Berliner Beamte und Behördenangestellte zu finden, den sich die beim dortigen Verkehrssenator angesiedelte *Landesstelle für Gleichbehandlung – gegen Diskriminierung* hat einfallen lassen.

Was kommt als Nächstes? Eine amtliche Aufforderung an alle Deutschen mit Namen Schwarz (immerhin Rang 19 im Ranking der häufigsten Familiennamen), sich zeitnah umzutaufen?

Wie heißt es im Volksmund doch so schön? Doof bleibt doof ...

Hannes Herbst

Aus anderen Quellen

Dass große internationale Pharmakonzerne für neue Medikamente, vor allem zur Krebsbekämpfung, regelmäßig Mondpreise – die einzelne Behandlung kostet schon mal über 300.000 Dollar – aufrufen, die mit den Kosten für Forschung und Entwicklung, Produktion und Vertrieb der betreffenden Präparate nicht mehr das Geringste zu tun haben, und damit Profitraten bis zu 55 Prozent realisieren, ist Gegenstand einer Dokumentation von **Luc Herrmann** und **Claire Lasko**.

Darüber hinaus hat die Pharmaindustrie enormen Einfluss auf Regierungen sowie Behörden und kann so gesundheitspolitische Entscheidungen zu ihren Gunsten durchsetzen. Konzernen gelingt es überdies, Forschung, öffentliche Gelder und Krankenkassen für die Förderung ihrer teuersten Medikamente einzuspannen. Anderen wurde nachgewiesen, Nebenwirkungen vertuscht zu haben. Der Kampf gegen Covid-19 hat die Gier der Pharmakonzerne weiter angestachelt ... *Luc Herrmann / Claire Lasko: Big Pharma – Die Allmacht der Konzerne*, ARTE F, 2018 (aktualisiert in der Corona-Krise). [Zum Volltext hier klicken](#).

*

Das Fernsehmagazin *Kontraste* hat folgendes aufgedeckt: In den neuen Modellen des US-Autoherstellers Tesla – in der sogenannten Giga-Factory bei Berlin sollen demnächst 500.000 Fahrzeuge pro Jahr vom Band rollen – zeichnen insgesamt acht Kameras das Geschehen sowohl im Innenraum als auch außerhalb des Fahrzeugs auf. Neben dem Fahrer, der teilweise die gestochenen scharfen Umgebungsbilder ansehen und abspeichern kann, hat der Konzern Zugriff auf die Bilder – via Fernabfrage aus den USA. Welche Daten dies betrifft, darüber hat der Fahrer keine Kontrolle. Für Datenschützer handelt es sich um einen eklatanten Rechtsbruch.

Verstößt Tesla systematisch gegen Datenschutzregeln?, Kontraste, 17.09.2020. [Zum Volltext hier klicken](#).

*

„Nach seriösen Schätzungen des Deutschen Kinderhilfswerks leben 14 Prozent der Kinder (in Deutschland – die Redaktion) in Armut“, schreibt **Eva Corino**. „Ein Drittel aller Eltern, die Kindergeld beziehen, haben kein existenzsicherndes Jahreseinkommen. Unter ihnen viele Alleinerziehende und Personen, die keinen Schul- und Berufsabschluss haben – und Familien, wo die Armut sozusagen von einer Familie zur nächsten weitergereicht wird.“ Und: „Keine Chance zu haben auf ‚gesellschaftliche Teilhabe‘ – dieser Ausdruck ist [...] der Schlüssel zu dem, was Kinderarmut in Deutschland heute bedeutet. Es ist weniger der materielle Mangel, unter dem sie leiden, als die fehlende Elternkompetenz oder das Know-how, wie man gut und günstig kocht, den Tag sinnvoll strukturiert und die Kinder freihält von den eigenen Launen.“

Eva Corino: „Ich will weg von zu Hause, weg von meinen Eltern“, berliner-zeitung.de, 21.08.2020. [Zum Volltext hier klicken](#).

*

„Alternative Fakten“ sind zwar heute möglicherweise stärker im Schwange als zu anderen Zeiten, doch eine Erfindung Donald Trumps und seiner Entourage sind sie keineswegs. Über einen der übelsten Fälle der deutschen Kriminalgeschichte, den Serienmörder Bruno Lüdke, berichten **Hans Werner Kiltz** und **Stephan Lebert**. Mit folgendem Fazit: „In Wahrheit war Bruno Lüdke

unschuldig. Seine Geschichte ist ein vielschichtiger Skandal, die Lügen über sein Leben reichen vom Grauen des Nationalsozialismus bis hinein in die Medienwelt unserer Tage.“

Hans Werner Kitz / Stephan Lebert: Bruno und Mario, zeit.de, 26.08.2020. [Zum Volltext hier klicken.](#)

Letzte Meldung

„DDR beliefert Bundeswehr mit 120.000 automatischen Sturmgewehren“. Eine solche Schlagzeile ist natürlich entweder Fake oder geht auf die Kollegen vom *Eulenspiegel* zurück.

Allerdings soll das Nachfolgemodell des Standardsturmgewehrs G36 der Bundeswehr vom Suhler Waffenhersteller C. G. Haenel GmbH geliefert werden, wie seitens des Bundesverteidigungsministeriums jetzt entschieden wurde. Die Firma war 1840 gegründet und als Produzent des Sturmgewehrs 44 der deutschen Wehrmacht nach Ende des Zweiten Weltkriegs enteignet und in den Volkseigenen Betrieb VEB Fahrzeug- und Jagdwaffenwerk „Ernst Thälmann“ integriert worden, aus dem sie nach dem Kollaps der DDR wieder hervorging.

Richtig müsste die Eingangsschlagzeile übrigens lauten: „Vereinigte Arabische Emirate beliefern Bundeswehr mit ...“, denn die Suhler GmbH gehört einer staatlichen Holding vom Persischen Golf. Auch so kann Globalisierung gehen.

am

DAS BLÄTTCHEN

Zweiwochenschrift für Politik – Kunst – Wirtschaft

Erscheinungsweise: online

<https://das-blaettchen.de>

Herausgeber:

Wolfgang Sabath † und der Freundeskreis des Blättchens

Redaktion:

Margit van Ham, Wolfgang Brauer,

Detlef-Diethard Pries, Wolfgang Schwarz (V.i.S.d.P.)

Telefon: 0178 . 629 70 61, E-Mail: redaktion@das-blaettchen.de

Hinweis für Autoren:

Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein.

Ein Veröffentlichungsanspruch besteht nicht. Es werden keine Honorare gezahlt.

Manuskripte bitte nur in elektronischer Form und aktueller Rechtschreibung.

Es wird gebeten, in den Texten von Fußnoten und der Verwendung von Links abzusehen.

Soli-Konto:

Wolfgang Schwarz

IBAN: DE43 1203 0000 1011 4525 03, BIC: BYLADEM1001

Zweck: Blättchen-Online

Redakteur dieser Ausgabe: Detlef-Diethard Pries

Redaktionsschluss: 25. September 2020

Der schlummernde Riese von Lothar Persius

Vor sechsundvierzig Jahren war ich zum ersten Mal in Ostasien, genau vor einem Vierteljahrhundert zum letzten Mal. In der Zwischenzeit tat ich verschiedentlich Dienst auf unsern in chinesischen Gewässern stationierten Kriegsschiffen. Besonders als älterer Seeoffizier hat man Gelegenheit, mit allen möglichen Kreisen in Berührung zu treten. Zuweilen wurde mir gesagt: „Sie können als Seeoffizier unter Umständen ein treffenderes Urteil über Land und Leute gewinnen als Jemand, der hier dauernd sitzt, geschweige als ein Globetrotter.“ So hatte ich mir bisher eingebildet, China und Chinesen ein wenig zu kennen. Nun stellte ich fest, daß das ganz und gar nicht der Fall ist.

Der Durchschnittseuropäer hat völlig falsche Vorstellungen von diesem Reich und seinen Bewohnern. China ist kein Land, kein Reich, es ist eine Welt, eine Welt für sich, in der Hunderte von Millionen Menschen leben, die keinen Zusammenhang haben, gänzlich verschiedene Sprachen sprechen. Wahrscheinlich beträgt ihre Zahl weit über fünfhundert Millionen. So wurde mir auf dem statistischen Amt in Shanghai Auskunft erteilt. In unseren Schulen lernt man vierhundert. Keine Ziffer darf Anspruch erheben, zutreffend zu sein. Volkszählungen gibts ebensowenig wie etwa Schulzwang. „Jeder Chinese — der Höhepunkt in der Kultur — lernt lesen, schreiben, rechnen.“ So träumt der Europäer. Richtig ist, daß nicht zehn Prozent diese Künste beherrschen, und Rechnen nur, wenn sie das bewährte Rechenbrett in der Hand halten.

An viele Dutzende von Europäer und Chinesen richtete ich die Frage: „wie denken Sie über die Zukunft Chinas, wird es sich konsolidieren, falls ja, in welcher Zeit?“ Diagonal auseinander gingen die Meinungen, lauteten die Urteile, die Antworten. Die Einen: „nicht in hundert Jahren, nie, niemals“, die Andern: „bald, in fünf bis zehn Jahren spätestens.“ Letztere erklärten als Vorbedingungen: Befreiung von jeder Fremdherrschaft. „Dann“, so äußerte ein ehrwürdiger Chinese, „wird die angebliche gelbe Gefahr sich in gelben Segen für Euch Weiße umsetzen.“ — „Sehr freundlich,“ erwiderte ich, „aber gestatten Sie eine Frage: „Wie werden die Weißen von den Chinesen genannt?“ Er zögerte, worauf ich: „Weiße Teufel.“ Er schwieg beschämt still.

In China werden menschlicher Voraussicht nach auf un-absehbare Zeit keine geordneten Zustände Platz greifen. Warum? Das Land ist noch in weiten Teilen wenig kultiviert. Unendliche Strecken liegen brach. Die Regierung tut so gut wie nichts für die Besserung der Verhältnisse. Viele Flüsse treten alljährlich im Frühjahr aus ihren Betten. Menschenleben und Güter werden vernichtet. Aufforstungen finden nur ganz vereinzelt statt. China ist erheblich übevölkert. Nur 20 Prozent seiner Bewohner sind in der Lage, auskömmlich den Magen zu füllen. Hunderttausende sterben in

jedem Jahr am Hungertod. (Ich tische keine Ammenmärchen auf, sondern amtliches Material, wie es mir von einwandfreien Quellen, europäischen und chinesischen, die ich zum Vergleich heranzog, wurde.) Trotz allen wirtschaftlichen Nöten vermehrt sich der Chinese, ähnlich wie der Japaner, fabelhaft. An Maßnahmen zur Geburtenbeschränkung ist nicht zu denken, einerseits nicht, weil die Zivilisationsstufe zu niedrig, andererseits nicht, weil die konfuzianischen Lehren dagegen sprechen, die noch tief, wenn auch vielfach unbewußt, das Denken und Handeln der breiten Volksmassen durchtränken.

Aus dem furchtbaren Elend, von dem sich kein Europäer auch nur eine leise Vorstellung zu machen imstande ist, resultieren Korruption im Superlativ, Räubereien, Plünderungen, ewige Bürgerkriege. Wer immer es kann, betrügt, „squeeze“. Die Beamten und Offiziere erhalten jämmerlich niedrige Gehälter, sie sind auf den squeeze angewiesen, alle Angestellten ebenso. Jeder Gouverneur, jedes Stadtoberhaupt, kurz jeder Machthaber versucht sich auf nicht einwandfreie Weise zu bereichern. Das war stets der Fall im weiten Reich der Mitte, ist heut schlimmer als ehemals. Ob es sich um Waffen handelt oder um Maschinen zur friedlichen Arbeit, ob um wissenschaftliche Instrumente, stets verlangt der chinesische Besteller, daß ein höherer Betrag in die Rechnung geschrieben wird als der ursprünglich ausgemachte. Unter fünfundzwanzig Prozent Gewinn für seine Tasche vergibt kein Chinese einen Auftrag. Auch hat er kein Interesse daran, daß die gelieferte Ware gut ist. Im Gegenteil, denn er will wieder Profite einheimsen an den dann bald notwendig werdenen Reparaturen. Amerikanische Kampflugzeuge wurden jetzt angeschafft, das Stück zu 32 000 Golddollars. Nebenbei: dieser Tage wurden von der Regierung in Nanking auch zweiunddreißig Junkermaschinen gekauft, darunter vierundzwanzig Militärflugzeuge. Als ich mein Erstaunen über den hohen Preis äußerte, wurde mir erwidert: „Aber bedenken Sie doch, wie viele Leute ihren squeeze machen wollen.“ Die Regel bisher war, daß die Flugzeuge in gutem Zustand abgeliefert wurden, und daß sie auch so lange gebrauchsfähig blieben, als Ausländer sie führten und in Stand hielten. Das war jedoch meistens nur kurze Zeit. Dann bemächtigten sich Chinesen der Apparate, und im Handumdrehen waren die Maschinen unbrauchbar, verrottet.

Mächtige Eisenbahnbrückenkonstruktionen waren aus Europa angekommen. Der mit ihrer Aufstellung beauftragte Ingenieur bezeichnete mir den gezahlten Preis als irrsinnig hoch. Dennoch hätten die chinesischen Auftraggeber ihren Unwillen über den zu niedrigen Preis Ausdruck gegeben. „Ich werde die Herren bald zufriedenstellen. Sehen Sie sich die unsaubere Arbeit an. Wenn die Brücke ein paar Mal von schweren Lokomotiven befahren wird, muß sie ausgebessert werden. Dann werde ich den gehörigen Preis machen. An nichts wird mehr verdient als am Ausbessern, das heißt verdient, meint „squeeze“. Sie verstehen doch?“ Ich verstand!

Philantropen wollen dem chinesischen Volk helfen, wollen es von der Opium-Seuche befreien. Vergebliches Bemühen. Alle fremden Regierungen, abgesehen von der französischen, arbeiten daran, die Opiumeinfuhr nach China zu unterbinden. Das „french settlement“ in Shanghai jedoch ist eine Hochburg für Opiumschmuggler. Darüber klagen nicht nur viele Chinesen, auch — — englische Beamte, die es angeht! Immerhin: ein sehr beträchtlicher Teil des Opiumkonsums stützt sich auf die Erzeugung im eignen Lande. Die Zentralregierung in Nanking hat im Jahr 1916 bereits ein Gesetz gegen den Anbau von poppys (Mohn, Opiumkulturen) und den Verkauf von Opium erlassen, hat drakonische Strafen festgesetzt, ist aber nicht imstande, ihren Willen, das Volk von der Seuche zu befreien, durchzusetzen. Hauptsächlich sind es die aufständischen Generale, die die Opiumkultur fördern, ja sie erzwingen, weil sie aus dem Verkauf Nutzen ziehen, viel Geld machen, das in ihre Privattaschen wandert oder illegalem Waffenankauf dient. Diese Generale erlassen vielfach Verfügungen, die die Bauern verpflichten, poppys zu pflanzen.

Richtig ist, daß der Schmuggel mit Narkotiken, in erster Linie von Japan aus, erheblichen Umfang angenommen hat. Der Konsum von Pillen — Derivaten —, dann auch Einspritzungen, haben sich in letzter Zeit gesteigert. Der arme Kuli kann den hohen Preis des guten Opiums nicht zahlen, hat nicht die Zeit, die Pfeife zu rauchen, auch nicht den dazu notwendigen Raum, das heißt ein Lokal, das hohe Bestechungsgelder an die Polizei zahlen muß, damit seine Besucher ungehindert dem staatlich verbotenen Genuß frönen können.

In Europa wird vielfach die Wirkung des Opiums auf das chinesische Volk überschätzt. Von den Hunderten von Millionen sind dem Genuß noch nicht zehn Prozent ergeben. Der Chinese, soweit ihn die „weiße Zivilisation“ beleckt hat, also in den Hafenstädten und ihrer Umgebung, raucht amerikanische Zigaretten, nicht Opium. Die grausigen Nachrichten, die wir in unsrer Presse zuweilen über das schreckliche Gift, das am Mark des chinesischen Volks zehrt, lesen, stammen meist von den Antiopiumvereinen her, die es in China gibt. Sie wünschen, daß ihre an und für sich verdienstvolle Arbeit im Ausland anerkannt, beachtet wird, wünschen, daß die amerikanischen Geldquellen weiter wie bisher reichlich fließen.

Aus Amerika stammen auch viele mildtätige Gaben — zuweilen recht hohe Beträge — die dazu dienen sollen, die Not des chinesischen Volks zu lindern! Vor kurzem hatte eine Dollarprinzessin entdeckt, daß die gestickten seidenen Taschentücher, für die man ihr in Kanton pro Stück einen Dollar (chinesisch, zurzeit etwa eine Mark fünfzig) abgenommen hatte — der Kenner zahlt noch nicht die Hälfte — in New York mit einem Golddollar gehandelt wurden. Sie erkundigte sich, wie viel die Anfertiger solcher Taschentücher Tagelohn erhielten, bekam zur Antwort, bei mindest Ablieferung von einem Dutzend 30 bis 40 Cent (45 bis 60 Pfennig). Das zahlen christliche Institute, die die Sittlichkeit unter jungen Chinesinnen fördern wollen. Die Dollarprinzessin machte einen Ver-

trag: jede chinesische Arbeiterin erhält pro Taschentuch 50 Cent. Der Zwischenhandel wird ausgeschaltet. Der Erfolg? Keine der früher beschäftigten Arbeiterinnen rührte noch eine Hand. Sie waren nun „compradores“ — Unternehmer — geworden, hatten junge, arme Mädchen engagiert, denen sie 30 Cent Tagelohn zahlten. Diese Mädchen, von denen es Millionen gibt, waren froh, daß sie weit bössere Arbeit aufgeben konnten, daß ihnen das Hungergespenst ferner gerückt war.

Die Seuche, die riesengewaltig ganz China durchflutet, ist nicht der Opiumkonsum, ist die Korruption. Die Amerikanisierung, die China und die Chinesen jetzt erfaßt hat — gemeint sind immer die wenigen Küstenplätze und die paar Millionen, die sie bewohnen — wird für die Korruption fernerhin trefflichen Boden schaffen. Wer Yankeetum mit Zivilisation verwechselt, mag vom „erwachenden“ China reden. Ich konnte nach meinen Beobachtungen nur vom „schlummernden“ berichten.

Die Weltbühne, Nr. 24/1930.